

P.o. germ.

329

wgl

P.O. germ. 329 ^{wgl}₌

(Eschenbach Wolff. v.)

Boettcher

ÜBER DIE
EIGENTHÜMLICHKEITEN
DER
SPRACHE WOLFRAMS

INAUGURAL - DISSERTATION
DER
PHILOSOPHISCHEN FACULTÄT ZU JENA
ZUR

ERLANGUNG DER DOCTORWÜRDE

VORGELEGT VON
GOTTHOLD BÖTTICHER
AUS WAHLHAUSEN

WIEN
BUCHDRUCKEREI VON CARL GEROLD'S SOHN
1876

A



VERLAG DES VERFASSERS.

DEM

ANDENKEN SEINES SELIGEN VATERS

DES WEILAND

SUPERINTENDENTEN UND PASTORS IN WAHLHAUSEN, GERBSTADT,

ALTENPLATHOW UND ATZENDORF

CARL BÖTTICHER

IN LIEBE UND VEREHRUNG GEWIDMET

VOM

VERFASSER.

DEM

ANDENKEN SEINES SELIGEN VATERS

DES WEILAND

SUPERINTENDENTEN UND PASTORS IN WÄHLHAUSEN, GEMEINSCHAFT

ALTEPLATZ UND ABBENHORN

CARL BÖTTICHER

IN LIEBE UND VEREHRUNG GEDRUCKT

VON

VERLAGER

In den philologischen Studien über die classische Litteraturperiode des Mittelalters fehlt es nicht an Beobachtungen der Sprache und des Sprachgebrauches der einzelnen Dichter, ja jede Ausgabe eines mhd. Dichters ist reich mit Anmerkungen über diesen Punkt versehen. Die meisten Ausgaben nun rühren entschieden von Männern her, welche sich zu der sogenannten Lachmann'schen Schule bekennen und in diesen zeigt sich denn auch eine durchgehende Übereinstimmung darin, daß sie für das XIII. Jahrhundert die Existenz einer „bis auf wenige mundartliche Eigenheiten bestimmten unwandelbaren Dichtersprache“ (Lachmann) annehmen, deren Grundlage das Schwäbische sei und die daher von dem Schwaben Hartmann v. Aue in seinem Iwein am reinsten zum Ausdruck gebracht worden sei. Die Annahme basiert auf der Voraussetzung, daß sich das Schwäbische mit der Aufrichtung des stauffischen Kaiserthrones über alle anderen Dialecte erhob.

Zugleich gieng nach dieser Ansicht von der modernen französischen Bildung aus eine Reform im Wortgebrauch: alterthümliche Wörter wurden meist durch französische ersetzt und besonders die, welche in der Volkspoesie beliebt waren, gemieden. Diese beiden Punkte also, der reine schwäbische Dialect und das Vermeiden gewisser altdeutscher Wörter charakterisieren nach Lachmann die „Hofsprache“ und in beiden hat es Hartmann am weitesten gebracht. Mithin ist alles, worin andere höfische Dichter von Hartmanns Sprachgebrauch im Iwein abweichen, für diesen Standpunkt „unhöfische“ Eigenthümlichkeit des Einzelnen, welche theils auf seinem Dialect, theils auf seinem Mangel an höfischer Bildung beruht.

Gehen nun alle hierhergehörigen Untersuchungen*) darauf hinaus, diese unhöfischen Eigenthümlichkeiten aufzufinden, so haben sie

*) Sie finden sich zerstreut in Haupt's Anmerkungen zum Erec, zu Engelhard, Lachmanns zum Iwein, zu den Nibelungen, Sommers zu Flore, in den Einleitungen und Anmerkungen der Herausgeber des d. Heldenbuches, sowie in einzelnen Abhandlungen, wie Jänickes Dissertation „De usu dicendi Wolframi de Eschenbach“, Halis 1860 und Schilings „De usu dicendi Ulrici de Zazikoven“, Halis 1866.

zugleich das höchste Interesse zu zeigen, daß sich fast alle höfischen Dichter bemühten — denn anders ist die Herrschaft einer Schriftsprache nicht denkbar — diese Schriftsprache möglichst rein anzuwenden, ihre dialectischen Abweichungen, ja auch ihren persönlichen Geschmack im Wortgebrauch zu ihren Gunsten aufzugeben.

Es ist diese Frage ohne Zweifel vom höchsten philologischen Interesse und am wichtigsten vielleicht von allen hier in Betracht kommenden Dichtern für das Verständniss Wolframs von Eschenbach; denn dieser Dichter bietet, obwohl er sich selbst durch die Wahl seiner Stoffe in die Reihe der höfischen Dichter stellt und als solcher, wie die Litteraturgeschichte zeigt, in hohem Ansehen stand, so ausserordentlich viel und auffallend abweichendes von der Sprache Hartmanns, daß man auf Lachmannschem Standpunkte versucht sein muß, die Alternative zu stellen „entweder war Hartmann ein höfischer Dichter oder Wolfram, beide können es nicht gewesen sein“.

Der erste, welcher das Verhältniss Wolframs zur Hofsprache näher untersuchte, war Oscar Jänicke „de dicendi usu Wolframi de Eschenbach, Hal. 1860“. Er fand, daß Wolfram sich in den beiden oben erwähnten Punkten den Forderungen der höfischen Sprache immer mehr im Verlaufe seines Dichtens genähert habe.

Zu demselben Resultate gelangte 1873 Kinzel in seiner Dissertation „Zur Charakteristik des Wolframschen Stils“, indem er einige Punkte der eigenthümlichen Manier und Ausdrucksweise Wolframs nach dieser Seite hin erörterte. Beide suchten also zu erweisen, daß Wolfram einige charakteristische Eigenheiten seiner Sprache mit der Zeit mehr und mehr aufgab und machten daraus zugleich einen Schluß auf die zeitliche Aufeinanderfolge seiner drei Werke.

Allein in beiden Punkten kann, glaube ich, mit Recht an der Stichhaltigkeit der aufgestellten Behauptungen gezweifelt werden. In den folgenden Betrachtungen wird sich wiederholt Gelegenheit bieten, das in jenen Schriften Beigebrachte in dieser Beziehung zu erörtern. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß, wenn Wolfram im Titulrel z. B. für Eva als Umschreibung noch gebraucht „diu dâ wuohs ûz *stelehafter* rippe“ (95, 4) wenn er noch sagen kann:

„nie seil baz *gehundet*

wart, ouch was der hunt vil wol geseilet“ (142, 2. 3)

u. a. dgl. dass man, sage ich, dann schon von vornherein bezweifeln muß, ob er wirklich so ernstes Bestreben gezeigt habe, die leichte Umgangssprache zu adoptieren, noch mehr, ob man dann aus dem

Fehlen einzelner als unhöfisch angesehener Eigenthümlichkeiten im Titurel auf dessen späte Abfassungszeit schliessen darf *).

Unbestreitbar dagegen ist das grosse Verdienst besonders der Arbeit von Kinzel für das Verständniss Wolframs und seiner Sprache überhaupt. Sie gibt die wichtigsten Fingerzeige für die Beurtheilung der geistigen Individualität Wolframs, für seine originelle Anschauungs- und Ausdrucksweise; sie macht den Anfang, auf rein philologischem Gebiete ein Verständniss Wolframs anzubahnen, wie es San Marte in seinen fruchtbaren historischen und ästhetischen Untersuchungen erstrebte. — Recht beachtenswerthes Material nach dieser Seite hin hat jüngstens noch eine Leipziger Dissertation von P. Tr. Förster „Zur Sprache und Poesie Wolframs, Leipz. 1874“ geliefert, aber, wie der Verfasser der letzteren selbst bevorwortet, das reiche Gebiet Wolframscher Originalität ist damit noch lange nicht erschöpft.

Die folgenden Betrachtungen nun wollen einmal in der bezeichneten Richtung auf einige weitere Punkte aufmerksam machen, sodann aber hauptsächlich versuchen, ein Gesamtbild von der Individualität Wolframs aus der Betrachtung aller seiner sprachlichen Eigenheiten in ihrem innern Zusammenhange heraus zu geben, soweit es eben nach den jetzt gemachten und des Verfassers eigenen Beobachtungen möglich ist. Es mußte daher in manchen Punkten ausführlicher auf die genannten früheren Arbeiten zurückgegangen werden, und ganz besonders erschien es nöthig, das Verhältniss Wolframs zur sogenannten höfischen Sprache, wie es von Jänicke erörtert ist, nochmals einer genaueren Prüfung zu unterziehen. Dasselbe kann aus dem Gesamtbilde von Wolfram heraus erst richtig verstanden werden.

Wie sehr ich hinter meiner Aufgabe zurückgeblieben bin, wird mir ohne Zweifel von kundiger Hand nachgewiesen werden, aber ich bitte um Nachsicht, um die Nachsicht, die man wohlwollend einem bescheidenen Versuche entgegenbringt.

Die Wichtigkeit der Frage nach den höfischen Sprachgesetzen und ihrer qu. Einwirkung auf Wolfram fordert, daß wir mit derselben beginnen, d. h. also mit dem, was zerstreut in Anmerkungen und kleinen Schriften als „unhöfische Abweichungen“ bezeichnet worden ist oder was doch im Sinne der Schule als solche gelten muß. Dabei

*) Auf die Titurelfrage einzugehen ist hier natürlich nicht der Ort. Verf. enthält sich daher über die anderen für und gegen Pfeiffers Ansicht beigebrachten Momente jedes Urtheils. Ein neuerer Aufsatz in dieser Frage von Herforth (Zs. f. d. Alterth. 18, 281—296) scheint abgesehen von den auch dort wiederholten sprachlichen Gründen manches Beachtenswerthe zu bieten.

halten wir uns an die erwähnten zwei Hauptpunkte, den Dialect und den Wortgebrauch nebst entsprechenden (volksepischen) Structures. In dieser Feststellung des Verhältnisses Wolframs zur Hofsprache und zur Volkspoesie werden sich uns zugleich Züge des Wolframschen Geistes ergeben, von denen aus wir leicht weiter geführt werden.

Die ursprüngliche Ansicht Lachmanns und seiner Schule kam nahezu darauf hinaus, daß nicht allein der Dialect des einzelnen, sondern auch der der Volkspoesie eigenthümliche Wortschatz im guten Tone der höfischen Kreise als roh und ungebildet gegolten habe. Gegen diese Ansicht wendete sich zuerst Pfeiffer*), der allerdings neben vielem Wahren auch manches Unhaltbare brachte. Indessen wird man es seinen Schriften doch zuschreiben müssen, daß Müllenhoff in der Vorrede zu den Denkmälern (2. Aufl. 1874) jene Ansicht, obwohl er den maßgebenden Einfluß des stauffischen Hofes festhält, in folgender Weise modificiert darstellt: „eine deutsche *κοινὴ* hat das Mhd. freilich ebensowenig begründet als die Stauffer eine feste Reichsgewalt. Nicht nur behielt die Hofsprache im mittleren und nördlichen Deutschland unverändert ihren besonderen mundartlichen Typus, auch noch im Süden artete sie je nach den Landschaften verschieden und die Mundart verräth bald mehr, bald weniger die Heimath des Dichters. Aber es gab ein Ideal sprachlicher Vollkommenheit und Reinheit, dem jeder nachtrachtete und dem die Alemannen von allen am nächsten kamen.“

Den neuerlichen Ausführungen Pauls gegenüber**) wird sich aber der Grundsatz von dem Überwiegen des Schwäbischen und der maßgebenden Bedeutung Hartmanns überhaupt nicht mehr aufrecht erhalten lassen.

Von allen Gründen, welche Paul gegen Müllenhoff ins Feld führt, ist der wichtigste der, daß sich ja factisch unter den großen Zeitgenossen Hartmanns, bei Walther und Wolfram keine Spur von einer Nachahmung seines Idioms findet, daß vielmehr die Nachahmer Hartmanns in der Epigonenzeit lebten, wo doch nach Lachmann die höfische Sprache wieder verschwand***).

*) „Über Wesen und Bildung der höfischen Sprache in mhd. Zeit“ „höfische und unhöfische Worte“ in „Freie Forschung“.

**) Paul: Gab es eine mhd. Schriftsprache? 1874.

***) cf. Jänicke, Einl. zu Biterolf im D. H. p. XXII: die späteren Gedichte des XIII. Jh. bilden sich nach Epigonenart aus den Werken der früheren Zeit einen eklektischen Sprachgebrauch, der dialectische Verschiedenheiten ebenso wie den um

Dazu möchte ich das Factum fügen, daß in Gottfrieds bekanntem Angriffe auf Wolfram (Tristan 4657 ff.) sich keine Spur von einem Vorwurfe ungebildeter Sprache findet, sondern nur eine boshafte Kritik seines Stiles. Sodann aber weist Paul nach, daß es in jener Zeit an jeder Bedingung fehlte, welche zur Bildung einer sprachlichen Einheit nöthig ist; es war kein Mittelpunkt vorhanden, der Hof der Staufer war als solcher nur „eine Einbildung Lachmanns“. Ein Hinweis auf die französischen Dialecte unterstützt die Ausführungen; die bisher angezogenen Beweisstellen für die Existenz der höfischen Normalsprache (aus Ebernant von Erfurt, Albrecht v. Halberstadt) werden entkräftet, theilweise gerade zum Nachtheil der Lachmannschen Annahme interpretiert. Endlich ist es nach Paul auch nichts weiter als natürliche Entwicklung, wenn im 14. und 15. Jahrh. die Dialecte viel verschiedener und zahlreicher hervortreten, als im 13. Jahrh., denn er betrachtet die Entwicklung der hochdeutschen Sprache als gradatim zu der Vielheit der Dialecte aufsteigend.

Für diesen Standpunkt verschwinden die Schwierigkeiten, welche der „unhöfische Sprachgebrauch“ Wolframs macht, völlig; eine Norm existierte eben nicht, jedem Dialect war Freiheit gelassen, wieweit er sich behaupten, wieweit er sich anderen, mit welchen er in Berührung kam, accomodieren wollte, folglich sind auch die mundartlichen Eigenheiten Wolframs nicht auffallend, er hat sie mit allen bairisch-österreichischen Dichtern gemein und hatte keinen Grund, sie abzulegen. Abweichungen von derselben können sich daher höchstens zu Gunsten der mitteldeutschen (thüringischen) Sprache finden, da er lange Zeit in Eisenach lebte. Pfeiffer nun weist wirklich mitteldeutsche Elemente bei Wolfram nach*) und schon aus diesem Grunde läßt sich Pauls Meinung, daß sich alle sprachlichen Eigenheiten Wolframs aus seiner heimischen Mundart erklären liessen**), nicht halten. Indessen es genügt schon in dieser Beziehung — und darauf muß sich die Arbeit beschränken — zu zeigen, daß Wolfram gewisse für das bairische charakteristische Eigenthümlichkeiten bewahrt hat***), ohne daß ein Streben nach schwäbischer Reinheit zu bemerken wäre. Sie zeigen sich am deutlichsten in der Apocope, der Syncope, dem Reim

1200 entschieden hervortretenden Unterschied zwischen der Sprache der höfischen Dichter und des Volksepos aufhebt (Pass. heil. Elisabeth. Konr. v. Würzb.) Schon Rudolf v. Ems macht den Anfang.

*) In der Recension der Dissertation Jänickes Germ. VI und „freie Forschung“.

**) A. a. O. p. 35, Anm.

***) Die Herkunft Wolframs aus Eschenbach bei Ansbach, mithin der bairische Dialect als der heimische Wolframs wird hier als feststehend vorausgesetzt.

und dem Gebrauch gewisser einzelner Wörter, bei welchen Punkten wir daher mit einigen Worten verweilen müssen.

Nach Haupts Anmerkung zu Erec 7703 beschränkt sich die Apocope eines auslautenden tonlosen *e* bei Hartmann auf folgende Fälle:

1. bei zweisilbigen Präteritis (wundert, meistert, jâmert);
2. von Substantivis nur bei den palimbacchischen (boumgart, — —
boumwol, garzûn, bâbest), dann bei allen auf *aere* von ahd. Subst. auf *âri*: sparwaer, rihtaer, vischaer);
3. von Adjectivis bei den gleichgemessenen Superlativis: diu wir-
sest, grôzist (hier sogar in der letzten Hebung Er. 6300 „der muoz
mir ouch der jungest sîn“);
4. bei den Ordinalzahlen: diu drîzehend.

Wie wir sehen, sind es alles mehrsilbige Wörter mit so schwerer Betonung, daß das auslautende *e* unwillkürlich verschwindet.

Wolfram dagegen apocopiert in viel ausgedehnterem Masse, so im Dative ein- und langsilbiger Wörter mit und ohne auslautende liquida, was Haupt für Hartmann ausdrücklich zurückweist (z. Er. p. 415)*):

Parc. 298, 1 ûf dem Plimizoeles *plân*: sîn cf. 596, 7 und sonst sehr oft

„ 298, 25 ir sît mir *râch* ze wol geborn (rache D. G.) cf. Wh. 305, 30

„ 522, 18 von dem *ast*: gast

„ 599, 27 mit sînem *wirt* Plippalinôt.

Dative *ors*, *tjost* sehr häufig, ferner im Willeh.: *ruof* 40, 4; *vîentscheft* 57, 18; mit *gâb* 184, 13; mit dem *golt* 203, 25; *lant* 229, 2 u. a. *stiur* 279, 27; *genuoc* 332, 1; mit *kost* 360, 17; einem ir genôz 212, 4 u. s. w.

Titurel: *bant* 48, 4; *sôlh seil* 140, 4**).

Ausserdem sind Dative wie „dem freuwelîn: sîn P. 370, 22; der *künegîn* Wh. 102, 29. 203, 5 u. a. sehr häufig und die apocopierten Dative von Eigennamen ganz gewöhnlich (Grâmoflanzen P. 618, 11. 709, 13 u. s. w. Bertenoys 526, 22)***).

*) Auch Grimm erklärt Gramm. I², p. 30 die Apocope i. A. nur nach kurzem Vocal und Liquida für zulässig. Eine Ausnahme muß man hier jedoch mit adverbialen Ausdrücken machen, wie *ze fuoz*, *ze hûs*, auch *hûs* überhaupt, welche auch Hartmann nicht meidet (cf. Iw. 3066 u. a.).

**) Hier sei bemerkt, daß alle Citate in dieser Arbeit nur als einzelne Belegstellen zu betrachten sind. Vollständige Aufzählungen der Fälle erlaubte der Raum nicht. Citirt ist nach Lachmanns Ausgabe.

***) Bei Hartmann finden sich wohl Dative wie *hern Iwein* (Iwein 270 u. a.), in welcher Verbindung *Iwein* als unflectiert anzusehen ist, aber nicht der Eigennamen

Die schwäbisch-alemannische Mundart ist nach allgemeinem Zugeständniss die Mundart, welche sich am regelmäßigsten entwickelt hat; sie hat daher diese Kürzungen nicht. Da sich nun die regelmäßigen Formen bei Wolfram nach Lachmanns Ausgabe fast noch häufiger finden, so könnte man meinen, Wolfram habe wirklich nach schwäbischer Reinheit gestrebt und habe die Apocope nur aus Bequemlichkeit angewandt, je nachdem es der Vers verlangte; aber die nächste Folgerung wäre doch nur die, daß er sich der thüringischen Mundart accomodiert habe, welche auch nicht kürzte. Das ist möglich, aber wahrscheinlicher ist, daß er diese Formen seiner heimischen Mundart gemäß, welche so stark zu Kürzungen neigte*), viel unbefangener brauchte, als jetzt aus den Handschriften ersichtlich ist, denn daß die Abschreiber ganz ungeniert ihre Mundart einzumischen pflegten, ist bekannt. Die Rücksicht auf den Vers mag dazugekommen sein, denn diese war bei ihm, wie sich noch öfter zeigen wird, sehr bedeutend, aber bewußte Verstösse gegen das herrschende Idiom waren ihm diese Kürzungen keineswegs; sie waren ihm natürlich und von Niemandem übel genommen.

Von diesem Gesichtspunkte sind daher auch andere nicht minder auffällige Apocopen zu beurtheilen.

Bei Adjectiven muß man freilich vorsichtig sein, denn diese wurden in sehr weitem Umfange unflectiert gebraucht (Gramm. IV. 541 ff.). So erklärt Grimm auch in solchen Verbindungen, wie Pz. 581, 1 „der êren rîche und lasters arm: warm“ — „arm“ als unflectiertes Adjectiv, weil hier zwei Adjective zusammenkommen — aber sollte nicht ein Unterschied zu machen sein, wenn die beiden Adjectiva durch „und“ getrennt werden? Unzweifelhaft aber ist apocopiirt:

P. 619, 9 sus ist genant diu lieht *gemâl*: Parzivâl

639, 28 die sorgen *arm* und freuden *rîch*: urlouplîch

ferner im Plural: *liut* P. 763, 22, *palas* P. 534, 25, beide sehr häufig in P. und Wh.

Von Verbis vergleiche man Conj. *snîd* Wh. 30, 27, *trüeg* 266, 9.

2. sing. praet.: *spraech* du Wh. 65, 14, du *braeht* Wh. 454, 1, du *riet* P. 799, 8; imperat.: *gedenc* Wh. 342, 8.

allein ohne *e* im Dat. Oblique Casus von Fremdwörtern scheint Hartmann überhaupt vermieden zu haben. Den Dativ *palas* z. B., den W. so oft hat, finde ich bei H. nicht. Ich habe daher Ws. zahlreiche Apocopen in Fremdwörtern nicht mit angeführt.

*) cf. Weinhold, bair. Gramm. p. 344, 354. 357, 386 u. s. w., wo sich zahlreiche Belege aus allen bair.-österr. Dichtungen finden.

1. sing. praes.: ich *waen*, ich *mein* Wh. 100, 18. 200, 8 und öfter. — *waer* sehr häufig. Doch kürzen *waen* und *waer* fast alle Dichter.

Auch Adverbia wie *gern* P. 327, 17, *schôn ân* Wh. 11, 30. 262, 23 sehr oft — sind zu erwähnen. Auffallend ist *ân* Iw. 5470.

Nicht minder ausgedehnt und von Hartmanns Gebrauch abweichend ist die Syncope*).

Haupt führt als Belege für Hartmann z. Er. p. 415 nur die Syncope des *e* in den „gewöhnlichsten zweisilbigen Wörtern mit langer erster Silbe an, wie *eins*, *keins*, *mîns*, *dîns*, *sîns*, *nihts*, sodann in den palimbacchischen Substantiven wie *âbents*, *vischaers*, *Gaweins*. Ebenso die Endung *en* bei *ein*, *kein*, mit dem *guldîn* bogen, die *eschîn* schefte“.

Wolfram aber hat nicht nur sehr häufig diese letzteren Formen wie:

P. 18, 6 ûf einem *hermîn* schilte

58, 5 einn *sîdîn* segel sach er u. s. w.,

— ebenso die ersteren — sondern er hat auch Genetive wie „*sîns lands*“ P. 280, 6. 14, 30. Wh. 185, 17. Tit. 61, 4. des *rîchs* Wh. 197, 15. *ir rehts* Wh. 220, 5. *sô wert ir herr diss landes* 558, 17. — Er wirft auch die Genetivendung ganz ab, doch nur nach einem schon vorausgehendem Genetive:

P. 14, 30 ganzes *lands* noch *landes ort*

Die Endung *en* wird ebenfalls viel ausgedehnter syncopiert, resp. abgeworfen, so bei Eigennamen gewöhnlich (*Gâwân*) — bei Hartmann wieder nur in der Verbindung mit *hern*, wo also die Eigennamen richtiger als unflectierte angesehen werden.

Eine sehr häufige Erscheinung bei Wolfram ist ferner die Ausstossung des *en* im Partic. praes.: P. 291, 3 *töude* = *töuwende*; *weinde* = *weinende* P. 595, 19. 612, 22, Wh. 93, 8; *dienden* = *dienenden* P. 637, 6 cf. Nib. 305, 4; *helden* = *helenden* L. 5, 1 cf. Nib. 436, 4 (s. Weinhold a. a. O. p. 312). Ferner die Syncope der Infinitivendung in der Flexion (Weinh. p. 294): *ze dienn* Wh. 215, 25; *gewinn* P. 666, 17.

Hierher gehört endlich die überaus häufige Zusammenziehung der Endung *et* nach vorhergehendem *t* oder *d* im part. praet. 2. pl. praes. und praet.

*) Gramm. I², 30: Syncope tritt nach *m* und *n* lediglich vor Lingualen ein, nicht vor Liquididen. Nach tonloser zweiter fällt gewöhnlich die ganze Silbe *en* ab; nach 2. stummer bleibt sie (degenen). Von den übrigen Consonanten haben *h*, *s* immer, *b*, *g* häufig Syncope nach sich, aber nur vor Lingualen (*siht*, *list*, aber nie *sehn*, *lesn*).

Ich führe nur an:

P. 514, 4 ir getât. 17 hûet.

515, 16 ir möht. 520, 18. 546, 3 u. s. w.

520, 21 wert = werdet. 554, 18 gebiet. Wh. 299, 11.

P. 558, 29 schiet (D sciedet, g schiedet).

561, 8 behalt. 17. 19 vint = vindet. 598, 16 west.

606, 20 het = hetet. Wh. 90 20 schamt.

Part. praet.: Wh. 227, 7 gezunt: stunt. 58, 9 gehurt: furt*).

Bei den meisten derartigen Stellen stimmen alle Handschriften in der Kürzung überein, so daß, wo Lachmann gegen einzelne oder auch alle die Kürzung hat eintreten lassen, dies durchaus gerechtfertigt ist.

Von Verbalformen sind ausserdem zu bemerken 1. und 3. Plur. praes. mit abgeworfenem, resp. syncopiertem *en*: 643, 1 *kunn* si. Wh. 235, 25 *si waennt* — *waern* ist im P. und Wh. ganz gewöhnlich. Endlich sind anzumerken:

Der syncopierte Gen. Sing. *diens* = *dienstes* (P. 244, 21. 279, 6. 362, 3. 608, 3. 554, 1 u. s. w.)**) und das besonders im Willehalm häufige *wênc* (Wh. 324, 29. 201, 29. 449, 30 u. s. w.).

Die Belege sind fast alle nur aus dem XI. und XII. Buche des Parzival genommen; sie genügen, um zu zeigen, wie wenig Wolfram seine heimische Mundart beschränkte. Eine genauere Aufmerksamkeit auf diese und ähnliche Formen, als sie hier Zeit und Raum erlaubte, wird jedesfalls präzisere und reichhaltigere Resultate ergeben, als sie hier dargelegt werden konnten. Es sollte eben hier nur unter Hinweis auf die Ausführungen Weinholds in seiner bairischen Grammatik constatiert werden, daß Wolfram seinen Dialect frei walten ließ, daß sich ein Streben nach schwäbischer Färbung nirgends erweisen läßt. Die Kürzungen sind bei ihm also auch keine ungeschickte Vernachlässigung der Kunstgesetze, sie sind ihm natürlich.

Dasselbe gilt auch nun von Wolframs Reimen.

Wolfram hat ungenaue Reime ausserordentlich häufig, aber von diesen erklären sich eben die meisten aus der bairischen Aus-

*) cf. Weinh. a. a. O. p. 315. Dazu derartige Formen in den Nibelungen: 145, 1 *enbiet*. 153, 4 *antwort*. 203, 1 *hôt*. 711, 3 *wert*. 498, 1 *füern-waern* u. s. w. Ebenso im Biterolf und allen bair.-österr. Gedichten.

**) Daß die Form Gen. des Substantivs und nicht des Infinitivs ist, hat neuestens Paul (Beiträge II, 73) erwiesen.

sprache. Es sind alle die Fälle, in welchen zwei ungleichartige Vocale gebunden werden, so *a : â* fast auf jeder Seite. (Seltener schon aber doch immerhin noch oft genug*)

o : ô P. 157, 9. 307, 13. etc.

e : ê P. 563, 25. Wh. 82, 10. 372, 7 u. s. w.

u : û P. 551, 20. 661, 7. Wh. 451, 7 u. s. w.

u : uo besonders häufig in *sun : tuon* P. 345, 5. 359, 7 etc. *stuont : kunt* 425, 17. 282, 1. 288, 25 etc. *ruorte : hurte* 444, 14.

nu : zuo 433, 15.: *fruo* 594, 9 etc. *tuot : lût* 675, 13.

ü : üe *stüende : künde* 468, 21.

i : ie *lieht : giht* P. 314, 8 : *niht* 353, 17. *ier : mir* 682, 16. *pflhte : liehte* 613, 11. *dir : stier* 795, 29 u. s. w.

Weinhold constatiert (bair. Gramm. p. 47, 59, 65), daß im Bairischen die Dehnung alter Kürzen gewaltig um sich gegriffen habe und gibt p. 48, 49 ff. die zahlreichsten Belege aus allen bair.-österr. Autoren**). Wir müssen uns also denken, daß Wolfram die breite bairische Aussprache als die ihm angeborne beibehielt und so ohne sich der Unregelmässigkeiten bewußt zu sein, ursprünglich kurze Vocale auf lange reimte. Einen gewissen Unterschied der Quantität freilich muß er gekannt, haben, denn sonst würde er doch schwerlich P. 519, 19—24 sechsmal *a* haben aufeinander folgen lassen:

wie gewinne ich künde dises man
dem der grâl ist undertân?
si sant ir kleinoete dar
zwei mennisch wunderlich gevar
Cundrîen und ir bruoder clâr
si sant im mêt dannoch für wâr.

Dieselbe Neigung der Baiern zur Dehnung veranlaßte auch Diphthongierung (Weinh. p. 101, 102, 110, 111) daher in allen bairischen Dichtungen (cf. Biter. Nib.) die häufigen Reime *u : uo* etc., die Wolfram um so unbedenklicher setzte, als er selbst nicht schreiben konnte und seine Gedichte dictierte***).

*) Die näheren Nachweise s. in San Martes Reimwörterbuch.

**) Pfeiffer dagegen setzt diese Reime Wolframs „trotz allen Widerspruches“ nur auf Rechnung eines Einflusses der thüringischen Mundart, welche zu Kürzungen der langen Vocale neigte (freie Forschung p. 106, Anm.).

***) Auch im Verse setzt Lachmann P. 764, 20 gegen DG mit Recht „der suon Arniven“, da der Vers sonst undenkbar wäre. W. sprach also da *o* hinter *u* so deutlich, daß er es als Senkung resp. *uo* als Diphthongen ansehen konnte.

Über i:ie endlich bemerkt Weinhold p. 92: „Neben dem alten echten ie zeigt der Dialect ein anderes, das als consonantische Brechung von i zu nehmen ist und sich dem gotischen *ai* aus *i* vor r und h vergleicht. Auch im Bairischen bewirken r und h fast ausschließlich dieses wirklich gesprochene ie.“

Aber auch vor Labialen findet sich diese Eigenheit z. B. P. 599, 4 *liep^f: sip*. Hier [würde man also ebenfalls Diphthongierung annehmen müssen.

O. Jänicke (a. a. O. p. 32) behauptet, im Willehalm fänden sich verhältnissmäßig viel weniger solcher Verbindungen als im Parzival, woraus folge, daß Wolfram den höfischen Kunstgesetzen mehr und mehr Aufmerksamkeit geschenkt habe. Aber gerade in diesen vocalischen Reimungenauigkeiten läßt sich im Willehalm durchaus keine Abnahme spüren und das konnte ja nach dem eben erörterten auch nicht anders sein. Mit mehr Recht dagegen behauptet dies Jänicke in Bezug auf Ungenauigkeiten in der consonantischen Bindung. Reime wie *ougen:rouben* P. 10, 25. *gâben:lâgen* 17, 29. *Razalîc:wîp* 46, 1. *gâbe:mâge* 53, 19. *selbe:velde* 93, 23. *gesâhen:pflâgen* 164, 7 sind, mit Ausnahme vielleicht des letzten (cf. Weinh. §. 177) im Bairischen so gut falsch wie in jeder andern Mundart. Wenn daher Wolfram überhaupt den Grundsatz der Kunstpoesie kannte, nach welchem die Reime auch consonantisch ganz genau sein mußten — der übrigens auch in Nib. und Kudrun streng befolgt ist — so hat er sich hier wirkliche bewußte Unregelmäßigkeiten zu Schulden kommen lassen. Und wenn sich nun zeigt, wie Jänicke nachweist, daß derartige Reime in den späteren Büchern des Parzival und im Wh. vermieden werden — es kommt im Wh. ausser einem *m:n* nur noch *swiger:nider* Wh. 143, 11. *schilt:sint* Wh. 241, 27 vor — so ist allerdings der Schluß richtig, daß Wolfram im Anfange seines Auftretens die Kunstgesetze weniger beachtete als später, nachdem er vielleicht manches spöttelnde Wort darüber hatte hören müssen. Nur hat dies nichts mit dem schwäbischen Idiom und der qu. Hofsprache zu thun.

Ich schließe hieran noch einige Einzelheiten, welche mir bei der Lectüre gerade auffielen. Es ist eine gewisse Vorliebe Wolframs für manche Verbalformen in *e* und der Gebrauch der Partikeln *och*, *sân*, *halt*.

Nach Weinhold p. 324 nehmen die bairischen Dichter als Plur. präs. ind. sowohl, wie durch den ganzen Conjunctiv von *mac* gern die Form in *e*: *mege*, *megen*. Erst im 14. Jahrhundert habe *u* die Ober-

hand gewonnen *). Bei Wolfram finden sich beide Formen fast in gleicher Anzahl. Es wird jedoch auch hier wieder viel auf Rechnung der Abschreiber kommen, welche gewiß oft genug ohne weiteres „müget, mügen, müge“ einsetzten, wenn sie selbst so sprachen. Als Beispiele von „megen“ seien verzeichnet:

megen 1. Plur. ind. P. 674, 12 u. a.

meget 2. „ „ P. 582, 12. 544, 24 u. a.

megen 3. „ „ Wh. 246, 26 u. a.

mege 1. Sing. Conj. P. 441, 13. 530, 20 u. a.

meget 2. Plur. Conj. P. 521, 5. 537, 22 u. a.

megen 3. „ „ P. 743, 12.

Vgl. „mügen“ P. 599, 7. 600, 24. 624, 8 u. s. w.

Von Wichtigkeit wäre hier zu wissen, ob die Form in *u* im Thüringischen beliebt gewesen sei. Sehr bemerkenswerth ist aber, daß die Formen in *u* nach San Martes Reimregister p. 101 nie im Reim vorkommen. — Eine ähnliche Vorliebe für *e* zeigt sich auch in den Formen von *stân* und *gân* (cf. Weinh. p. 281, Anm. 284). Wolfram gebraucht sie noch mehr als alle andern bairischen Dichter, obwohl sie alle Neigung dazu haben. Im Iwein ist *gên* und *stên* nicht selten, aber merkwürdiger Weise nur ausser dem Reime**), während es sich bei Wolfram gerade umgekehrt meistens im Reime findet.

Endlich ist der Gebrauch jener drei Partikeln nicht unwichtig für die Beurtheilung der mundartlichen Eigenthümlichkeiten Wolframs.

och ist eine „entartende Verkürzung“ des *ouch* im Bairischen (Weinh. p. 37), gehört also speciell dem bairisch-österr. Dialect. Dennoch findet es sich ausserordentlich häufig in allen drei Gedichten Wolframs, cf. P. 508, 27. 787, 5. 577, 18. 1, 29 u. s. w. Wh. 353, 15. Tit. 40, 1. 50, 2. 74, 2. Ebenso in den Nibelungen z. B. 1681, 1. 1021, 2 cf. Gramm. I³, 194. Hartmann hat es nirgends.

sân. Die Belege für die Anwendung dieser Partikel gibt Jänicke a. a. O. p. 32. Derselbe weist darauf hin, daß diese Partikel, „welche im Anfang des 13. Jahrh. anfieng zu veralten“ (Müllenh., zur Gesch. der N. N. p. 91, Anm.) in den ersten sechs Büchern des Parcival 78 mal, dann immer spärlicher, endlich im Willehalm nur noch 2 mal ganz zu Anfang vorkomme (Wh. 50, 30. 75, 2) und leitet daher den Beweis, daß Wolfram den Gesetzen der höfischen Sprache und Poesie mit der

*) Der Iwein hat „megen“ dreimal im Reime Iw. 1043. 7144. 7405. Gottfr. v. Straßburg öfter. Möglich, daß hier eine Einwirkung des Bairischen auf das Alemannische stattgefunden hat. Ulr. v. Türh. gebraucht es noch geläufiger.

**) cf. Beneke W. B. zu Iw. p. 126. 410.

Zeit immer sorgfältiger nachgekommen sei. Da nämlich Hartmann — dies ist die Prämisse — das Wort nicht gebraucht — statt dessen immer *sâ* — so war es in der höfischen Dichtung nicht erlaubt. Pfeiffer dagegen sucht nachzuweisen, daß *sân* ein eigenthümlich mitteldeutsches Wort sei (a. a. O. p. 107) aus got. *suns*, alts. *sâna*, welches einige bair.-österr. Dichter mit angenommen hätten (Ottokar), welches aber den schwäbisch-alemannischen Dichtern immer fremd gewesen und geblieben sei — sie hatten dafür *sâ* aus ahd. *sâr*.

Richtig ist hier gewiss, daß die Veraltung nicht bewiesen werden kann, denn Heinrich v. Freiberg, der Fortsetzer Gottfrieds, gebraucht gerade *sân* fast ausschließlich und dichtete doch ganz am Ende des 13. Jahrh. Er war aber ein Meißner — also ein sehr günstiges Zeugniß für Pfeiffers Ansicht (s. H. Trist. 5372. 5384. 5884. 5881 u. s. w.).

Wolfram hätte also seiner heimischen Mundart gemäß *sâ* schreiben müssen. Wenn er daher in der zweiten Hälfte des *Parcival* *sân* immer spärlicher und im *Willehalm* *sâ* durchaus gebraucht, so kann das weiter nichts als eine Rückkehr zu seiner heimischen Mundart bezeugen. Wie er aber dazu kam, im *Parc.* I—VI *sân* mit solcher Vorliebe zu gebrauchen, darauf wirft die Thatsache ein Licht, daß er es fast ausschließlich im Reime gebraucht, während im Verse mit alleiniger Ausnahme von 33, 25 (Ggg *sâ*). 213, 30 (DG *sâ*). 306, 6 — immer *sâ* steht cf. P. 52, 16. 119, 11. 124, 5. 220, 24 u. s. w. Er scheint es also nur als ein bequemes Reimwort verwerthet zu haben, daher steht es denn auch oft genug ganz überflüssig cf. 29, 1. 34, 20. Die größere Fertigkeit, welche er mit der Zeit, wie wir schon oben p. 267 bemerkten, im Reimen erwarb, ersparte ihm dann die Füll- und Flickwörter immer mehr und so verschwand endlich das *sân* ganz aus seinen Gedichten. Der Gebrauch des Wörtchens ist also allerdings ein Beweis für die fortschreitende Kunst Wolframs, aber nicht im Sinne Jänicke's, als ob er sich befleissigt habe, *sân* als unhöfisch zu vermeiden — denn am thüringischen Hofe hatte er es ja erst angenommen — sondern nur, insofern er freier und ungezwungener reimen lernte*).

*) Auch die Verbindung *sâ zehant* müßte nach jener Ansicht unhöfisch gewesen sein, denn Hartmann hat sie noch mitunter in *Er.* und *a. H.*, im *Iwein* aber nie mehr (cf. Haupt zu *Er.* p. 420) und auch Gottfried hat es ganz selten, obwohl er *sâ zestunt* oft gebraucht. Wolfram nun hat nur *Wh.* 46, 22. 49, 28 *sâ zehant*, im *Parz.* steht es nirgends; er müßte also hier einen Rückschritt gemacht haben.

Diese Auffassung des Gebrauches von *sân* scheint mir in gewisser Beziehung durch den Gebrauch von „halt“ unterstützt zu werden.

Das Wörtchen „halt“ ist noch heute dem bair.-österr. Dialecte ganz geläufig; es war ihm auch damals eigenthümlich und ist daher fast ausschließlich in den bair.-österr. Gedichten zu finden (Nib. Klage, Biter. Minnelieder des Kürnbergers etc.). Aber auch der Meißner Heinrich v. Freiberg hat es (Trist. 464. 994 u. a.) und dies weist, meine ich, auf einen ganz ähnlichen Austausch zwischen bairisch- und mitteldeutsch hin, wie wir ihn bei *sân* bemerkten. Hartmann und Gottfried aber haben das Wort nie — soll es nun deshalb „unhöfisch“ gewesen sein? Jedesfalls hat es Wolfram nicht für nöthig gehalten, sich das Wörtchen abzugewöhnen, denn er hat es im Willehalm ganz in derselben Weise und derselben Freiheit wie im Parzival (s. Wh. 170, 10. 291, 30. 384, 30 u. s. w.).

Es verhält sich also einfach so: Wolfram fand durchaus keine Veranlassung seine dialectischen Eigenthümlichkeiten zu Gunsten irgend einer andern Mundart abzulegen, wohl aber nahm er aus seiner Umgebung Ausdrücke und Formen an, die ihm gerade gefielen und die er bequem verwerthen konnte, so also *sân* und ausserdem die niederdeutschen Elemente, auf welche Pfeiffer (a. a. O. p. 106 Anm.) aufmerksam macht, z. B. das Verbum *trecken* P. 62, 29. 357, 2. 18, 30. Wh. 199, 11. 313, 12 u. a. *bevorn*: *urborn* P. 221, 18*).

Es genüge, hiermit die Gesichtspunkte festgestellt zu haben, unter welchen Wolframs dialectische Abweichungen von Hartmanns Sprache zu betrachten sind, wie überhaupt in dieser Beziehung sein Verhältniss zu der angenommenen Hofsprache zu beurtheilen ist. Wir kommen also zu dem zweiten Punkte, welcher die höfische Sprache charakterisieren soll.

Es ist der Gebrauch, resp. Nichtgebrauch gewisser Worte, Formeln und Structuren, welche vorzüglich in den Volksepen beliebt waren. Dahin gehören hauptsächlich die von Jänicke einer näheren Untersuchung unterzogenen Ausdrücke, welche sich auf das alte Kriegs- und Ritterwesen beziehen, für den Ritter: *wîgant*, *recke*, *degen*, *helt* und die Adjectiva und Epitheta *maere*, *balt*, *veige*, *gemeit*, *snel*, *ellenthaft*,

*) Über *prêster*: *mêster* Wh. 464, 1, 2 s. Braune bei Zacher IV, 276. Über den bei Lachmann häufigen und auch von Bartsch beibehaltenen nddt. Artikel *die* — der s. Paul, Beiträge II, 64 ff. Er ist sicher nicht hierher zu rechnen, denn auch da, wo man sich auf Grund der Hss. für ihn entscheiden könnte, wird man ihn doch lieber auf Rechnung der Schreiber setzen, als daß man annimmt, Wolfram habe die eigenartige Form rein willkürlich abwechselnd gebraucht, zumal nicht einmal der Reim Veranlassung bieten konnte.

vermezzzen, milte, ellensrîch, küene, vrech, vrevel — für Krieg, Schwert etc.: *hervart, wîc, urliuqe, wal, gêr, ecke, ellen, marc* und die Adjectiva *waetlich, dîrkel*, ferner Formeln und Constructionen wie *ein helt zen handen, rôtez golt, bürge unde lant, ander herzeleit, daz maere flüget, nu nâhent maere, die dînen nôt, der Gâwânes munt, der bruoder Lîâzen, anker die swaeren.*“

Jänicke ist zu folgenden Resultaten gelangt:

Alle diese Wörter — wir bleiben zunächst bei den einzelnen Ausdrücken — sind der Sprache des Volksepos geläufig, Wolfram gebraucht sie alle, nur die einen mehr, die andern weniger; die übrigen höfischen Dichter gebrauchen sie nur theilweise, jedesfalls viel seltener als Wolfram; insbesondere hat Hartmann zwar noch viele derselben im Erec, aber im Iwein hat er sie fast gänzlich vermieden, nur *helt* und *degen* kommt noch je 4 mal vor. Folglich waren diese Wörter, wie das schon längst behauptet wurde, der feinen Hofsprache nicht mehr angemessen, die Dichter suchen sie zu vermeiden und Hartmann ist dies im Iwein am besten gelungen. Es ist daher eine Eigenthümlichkeit der Wolframschen Sprache, daß er diese Wörter mit Vorliebe gebraucht, daß er sich also im wesentlichen an die Sprache der Volkspoesie anschließt im Gegensatz zur höfischen. Es läßt sich aber auch endlich bemerken, daß sich auch Wolfram dem Einfluß des höfischen Tons nicht hat entziehen können, auch er hat sich bestrebt, höfischer zu sprechen, denn im Wh. kommen einige von jenen Ausdrücken (*degen, vrech, marc, helt zen handen*) gar nicht mehr vor; andere werden viel seltener gebraucht (*wîgant, recke, helt mære, gemeit, balt, urliuqe, dîrkel*). Zwar kommen noch andere wie *hervart, wal, ecke, gêr, schrôten* im Wh. öfter vor als im P., indessen i. a. müsse man doch sagen, W. habe sich die höfische Ausdrucksweise immer mehr angeeignet; auch im P. VII—XVI im Vergleich zu I—VI sei diese Beobachtung zu machen, z. B. bei den Worten *recke, maere, gemeit, vrech, wîc, rôtez golt*.

In diesen Sätzen ist ohne Zweifel richtig, daß eine Eigenthümlichkeit des Wolframschen Sprachgebrauches in der Vorliebe für diese Ausdrücke liegt und daß er ferner diese Vorliebe mit der Volkspoesie gemein hat. Falsch aber ist, wie aus dem Folgenden hervorgehen wird, die Meinung, daß W. damit gegen den guten höfischen Geschmack verstossen habe. Wir müssen hierauf etwas eingehen, weil die beiden Männer, welche bis jetzt allein gegen die Ansichten der Lachmannschen Schule in dieser Beziehung aufgetreten sind — Pfeiffer und Paul in ihren bereits erwähnten Schriften — das Verhältniss des

Gebrauches dieser Wörter doch noch nicht hinreichend klar gestellt zu haben scheinen.

Pfeiffer bestreitet in seiner Recension der Jänicqueschen Dissertation, daß im Gebrauch dieser Wörter im 13 Jahrh. irgend eine Veränderung vor sich gegangen sei. Er hält es nicht nur für unmöglich, daß diese Wörter von der feineren Gesellschaft bei Hofe als „unfein“ oder gar als „roh und unanständig“ gemieden seien, sondern er kann auch nicht zugeben, daß die Wörter in der Umgangssprache angefangen hätten zu veralten, oder daß sie im Volke beliebter gewesen seien als bei Hofe. Gegen den höfischen Brauch hätten unmöglich Ausdrücke, die sich ganz speciell auf das Ritterwesen bezogen, verstossen können und es fehle an jeder Andeutung, daß die Redefreiheit in den höfischen Kreisen jemals eine solche Beschränkung erfahren habe. Daß sie Wolfram besonders geläufig seien, erkläre sich einmal aus dem Inhalte seiner Gedichte, welche von Schlachtgetümmel, endlosen Kämpfen, Mord und Todtschlag wiederhallen, während z. B. Iwein und Tristan mehr Seelenzustände malen, sodann daraus, daß er von Kindheit an mit den Volksepen, welche ja meist in Baiern-Österreich entstanden, vertraut gewesen sei, während die Alemannen sie und ihre Sprache nur theilweise kennen lernten, dafür aber auch wieder ihre eigenen Eigenthümlichkeiten hatten (Fr. F. p. 104. 105. 347).

Aber damit werden nicht alle Schwierigkeiten erledigt.

Richtig ist ohne Zweifel, daß die Wörter von Hartmann nicht als „unhöfisch“ in dem Sinne von „unfein“ gemieden sein können. Denn wäre es wirklich wahr, daß die Dichter, indem sie nach dem unausgesprochenen „Ideal der mhd. Schrift- und Dichtersprache“ (Müllenh., Vorr. z. d. Dkm. p. XXVIII) strebten, dieselben für unpassend oder gar für roh hielten, so wäre es doch geradezu ungreiflich, daß sich nicht blos Wolfram ihrer mit so ausgesprochener Vorliebe bedient und daß ihn Gottfried in jener bekannten Stelle hierüber nicht tadelt, sondern daß auch Hartmann einige im Iwein überhaupt noch gebraucht. Woran soll man sich denn halten, wenn auch Hartmann, den man doch wieder als Kriterium der höfischen Sprache ansieht, einem so leicht zu befolgenden äußeren Gesetze nicht ganz nachgekommen ist, wenn er z. B. das angeblich „unhöfische“ Wort „helt“ im Erec nur einmal, im Iwein aber, in welchem er doch so große Fortschritte gemacht haben soll, viermal gebraucht (s. Jänicke p. 3)? Wenn ferner derartige Wörter, welche Hartmann und Gottfried gar nicht haben, bei Rudolf v. Ems (z. B. wîgant) und bei Konrad v.

Würzburg, den durchaus dem höfischen Geschmacke ergebenen Nachahmern des letzteren ganz gewöhnlich sind? Darin also werden wir Pfeiffern zustimmen. Aber wir müssen noch einen Schritt weiter gehen, der uns zugleich in Widerspruch gegen Pfeiffers zweite Behauptung führt, daß die Wörter auch gar nicht veraltet sein könnten.

Ein Unterschied nämlich zwischen der Anwendung der Ausdrücke im Volksepos und bei den höfischen, d. h. französische und britannische Stoffe behandelnden Dichtern liegt auf der Hand. Das fast gänzliche Verschwinden der Ausdrücke im Iwein ist doch auffallend und läßt sich aus dem Inhalte und aus der Heimat des Verfassers allein nicht erklären, denn im Tristan, der doch noch entfernter vom Kriegsgetümmel ist, sind sie weit häufiger. Man darf auch nicht übersehen, daß der Iwein die aus dem Französischen entlehnten Termini (*trost*, *poynder* etc.) sehr häufig hat und man muß überhaupt die Thatsache bestehen lassen, daß die meisten jener Ausdrücke, wenigstens alle *termini technici* des ritterlichen Kampfes, nach dem zweiten Kreuzzuge durch herübergenommene französische Bezeichnungen ersetzt wurden. Es läßt sich endlich nicht leugnen, daß gerade der geläufige Gebrauch dieser und ähnlicher Wörter das Volksepos dem höfischen gegenüber charakterisiert. Eine Änderung also muß im Gebrauche der Wörter eingetreten sein und diese haben wir uns klar zu machen.

Man gewinnt den Eindruck, als ob viele dieser Ausdrücke im Volksepos recht eigentlich zu Hause seien, während sie von höfischen Dichtern nur ausnahmsweise, in besonderer Absicht gebraucht wurden und hier wieder von dem einen dies, von dem anderen jenes mit besonderer Vorliebe. Einiges einzelne möge dies für alle erläutern.

„recke“ z. B. ist bei allen — wenn wir uns auf die Zeitgenossen Hartmanns beschränken — selten, bei Wolfram nur P. 35, 29. 259, 4. 706, 11. Wh. 442, 11 (Jänicke p. 4), in diesen Stellen aber jedesmal im Reim und der eigentlichen Bedeutung „Aventurier, fahrender Ritter“ entsprechend, nie hat es die abgeschwächte Bedeutung „Ritter, Krieger“ überhaupt, wie in den Nib. Der Grund für diesen seltenen und besonderen Gebrauch muß in der wirklichen Veraltung des Wortes liegen, denn die Vorstellung, die es gab, paßte nicht mehr recht zu den durch den französischen Einfluß veränderten Anschauungen. Es wurde also gewiß in der höfischen Umgangssprache nicht mehr gebraucht und, wie Paul a. a. O. p. 33 voraussetzt, auch wohl nicht mehr in der Volkssprache, unverändert aber in jenen Gegenden, welche von dem französischen Einflusse mehr oder weniger frei blieben, also in Baiern-Österreich. Aber auch aus der modernen Umgangssprache wurde es

nun nicht etwa als unfein verbannt — vielmehr scheint es eine auszeichnende Bedeutung, etwa „Ritter-Ideal“ gewonnen zu haben und wurde deshalb eben nicht mehr in der abgeschwächten Bedeutung wie im Volksepos gebraucht. Statt also zu sagen, das Wort sei aus der Dichtersprache gestrichen worden, müßte man vielmehr annehmen, es sei von da an recht eigentlich ein poetisches Wort geworden, indem man es gebrauchte, um die Vorstellung von einem Ritter zu steigern, zu idealisieren — wenigstens hinsichtlich seines Muthes und seiner Körperstärke. Daß es aber auch aus rein äußeren Gründen — etwa zur Abwechslung oder des Reimes wegen — besonders von schwächeren Dichtern gebraucht wurde, zeigt z. B. charakteristisch der allerdings etwas spätere Albrecht v. Kemenaten. In der Virginal steht es nur einmal 224, 4 und zwar ironisierend „der kleine Recke“ — im Eckenliede dagegen steht es ausserordentlich häufig und zwar allermeist im Reime auf „Ecke“. Auch bei Wolfram steht es nur im Reime und es ist wohl möglich, daß derselbe die Veranlassung wurde, wie dieser bei ihm überhaupt nicht selten Ungewöhnlichkeiten herbeiführt (s. o. p. 14 und 17).

Ungleich häufiger bei ihm und andern ist die Bezeichnung des Ritters durch „*degen*“. Im wesentlichen mit „*recke*“ synonym scheint es doch beliebter gewesen zu sein, nach unserer Auffassung der beliebteste Ausdruck für einen Musterritter, denn auch Hartmann, der doch „die natürliche Sprache des Verkehrs am reinsten wiedergibt“ (Paul), hat es im Erec elfmal (Jänicke p. 4), im Iwein noch viermal, obwohl er hier doch weniger Veranlassung hatte. Die Stellen des Iwein geben hier gerade den besten Commentar. Wenn es heißt:

Iw. 6998 ez lêret diu gewonheit
einen zagehaften man
daz er getar unde kan
baz vehten *danne ein küener degē*
der es niht hât gepflegen

so ist offenbar „*küener degē*“ als superlativer Begriff eines tapferen Mannes in Vergleich gezogen. Wenn wir ferner lesen:

Iw. 3027 sô was her Iwein âne strît
ein degē vor des und baz sît,

so scheint Hartmann gewissermassen das Resumé, den zusammenfassenden Gesichtspunkt aufzustellen, unter dem Iwein betrachtet werden soll und dazu bot sich ihm das alte Kernwort „*degen*“ als das treffendste. Auch

Iw. 3249 er was ein *degen bewaeret*
und ein *helt unervaeret*
sind doch diese beiden „degen“ und „helt“ nicht unabsichtlich neben-
einandergestellt. Hartmann will vielmehr den höchsten Begriff
von Iweins Stärke und Tapferkeit geben, um die Macht der Minne
um^mso mehr hervortreten zu lassen.

Nicht minder bezeichnend steht es endlich

Iw. 7740 do verstuondens alrêrst sich

daz ez der *degen mære*

mittem lewen wære,

von dem *si wunder* hôrten sagen

und der den risen het erslagen.

In derselben Weise ist „helt“ verwendet, wie schon das vorige
Beispiel zeigte. Ich glaube nun, daß sich der Begriff des Gewaltigen,
Mächtigen fast auf alle bekannten kriegerischen Wörter und Epitheta
der Heldensage ausdehnte; darauf führt uns z. B. auch, um nur noch
eines hervorzuheben, der Gebrauch von „*marc*“ bei Wolfram, von dem
man gerade seine „Unhöflichkeit“ herleiten wollte. Wolfram gebraucht
das Wort zweimal von den häßlichen Kleppern der *Cundrîe* und des
Malcrêatiure. An diesen Stellen aber will er unter „*marc*“ nicht etwa
im Gegensatz zu der alten Bedeutung (= Streitroß) ein schlechtes
Pferd verstanden wissen, vielmehr hat er gerade den alten Begriff
des gewaltigen Streitrosses im Sinne und sagt nach seiner Weise iro-
nisierend:

P. 312, 10 ein mûl nassnitec und verbrant

als ungerschiu *marc* erkant

und P. 530, 22 daz *marc* (*Malcrêatiures*) begunde er schouwen.

Von der Stelle P. 540, 25 „ein *marc* er vant“ (d. h. als er von
seinem wiedergefundenen Roß Gringuljete abgestiegen war) müssen
wir absehen, denn dort liegt die Bedeutung *marc* = signum, nota viel
näher. Aber auch jene beiden Stellen ergeben schon genug. Wolfram
stellte sich unter „*marc*“ jedesfalls ein so gewaltiges Roß vor, wie es
seiner Meinung nach damals nicht mehr existierte, deshalb konnte er
damit auch nicht gut die Rosse seiner Helden ohne weiteres bezeichnen,
gebrauchte es also nur zur ironischen Vergleichung. Bei den Be-
zeichnungen für die Helden selbst war es anders; diese standen ihrer
ganzen Persönlichkeit, besonders ihres Muthes wegen mit den alten
deutschen Helden auf einer Stufe.

Ähnliches wird sich auch bei der Beobachtung des Gebrauches
der andern Wörter, besonders auch der Epitheta (*balt*, *ellenthaft*,

ellensrîch, sodann auch zusammengesetzter Partic. wie ûz erkant, ûz erwelt) ergeben. Manche werden naturgemäß überhaupt aus dem Wortschatze der Zeit verschwunden sein.

Wir müssen also auf der einen Seite im Gegensatz zu Pfeiffer behaupten, daß die Wörter im gewöhnlichen Verkehr wirklich mehr oder weniger ungebräuchlich, veraltet waren; aber weit entfernt davon, darin eine Schmälerung ihrer Würde und edlen Bedeutung zu sehen, die Pfeiffer vor allen Dingen wahren will, müssen wir sie auf der anderen Seite sogar höher stellen, als es Pfeiffer thut, indem wir sie als eigentlich poetische, also im besten Sinne edle Ausdrücke betrachten.

Wurden sie also so i. a. nur ausnahmsweise von den Dichtern verwendet, so ist es auch erklärlich, daß nicht alle Dichter sie in gleicher Weise gebrauchten. Bei manchen verbot, wie auch Pfeiffer bemerkt, schon der Stoff ihre Anwendung in weiterem Umfange. So kam es Gottfriede natürlich nicht darauf an, den Tristan als „mæren helden“ oder als „snellen degen“ oder „wîgant“ oder „recken“ hinzustellen; er will ihn uns ja nur als den Geliebten Isotes zeigen, und da können wir uns doch nicht wundern, wenn wir alle jene Ausdrücke (nur *helt* steht einmal 5490) im Tristan nicht finden? Ähnliches gilt für den Iwein, während sie für den Stoff des Erec sehr gut paßten.

Dazu kommt aber als zweites wichtiges Moment der Geschmack des einzelnen Dichters und hier liegt jedesfalls auch der Grund, weshalb Hartmann die Wörter auch im Erec verhältnissmäßig sparsam anwendet und weshalb dies und jenes Wort bei dem einen fehlt, beim anderen dagegen beliebt ist. Eben weil sie rein poetisches Material waren, stand die Auswahl völlig frei. Hartmann nun — das wird von allen anerkannt — gibt die moderne Umgangssprache am reinsten wieder; er fühlte und dachte modern, bei ihm hatten dann jene alten Ausdrücke die Bedeutung der Auszeichnung im höchsten Masse; sie standen seiner ganzen Anschauungsweise ferner und deshalb brauchte er sie so wenig und in so besonderer gewichtiger Weise, wie wir im Iwein sahen. Von Wolfram dagegen sagt Müllenhoff mit Recht (Zur Gesch. d. N. N. p. 15) „daß er das Höchste in mhd. Poesie erreicht habe, weil er den fremden Stoff in der nationalen volksepiischen Form zu behandeln anfieng“. Er verarbeitete den fremden Stoff in originell deutscher Weise, er gab der Parzivalsage den aus seinem deutschen Gemüthe entsprungenen religiösen Hintergrund, er tauchte seine Helden bei allem modern-romanischen Glanze doch in den Duft der alten eigenthümlich deutschen Poesie, in welchem ihm ein Siegfried, Gunther, Rüdiger in der Seele lebte. Ihm ergaben sich daher

jene Ausdrücke aus dem innersten Wesen heraus, in welchem er seine Helden auffaßte und deshalb finden wir sie bei ihm in der natürlichsten Verbindung, ja als stehende Bezeichnungen und in einer Fülle, die nur mit den Nibelungen selbst zu vergleichen ist und die deshalb als Eigenthümlichkeit seiner Sprache mit Recht angesehen wird.

Bei Wolfram waren aber auch alle Bedingungen vorhanden, welche ihm die alten deutschen Bezeichnungen und Anschauungen lieb und werth machen konnten. Er war ja gewissermaßen unter dem Gesange der Nibelungenlieder aufgewachsen, er sog ihren Ton, ihre eigenthümliche Poesie von klein auf ein, und wie sie ihm stets gegenwärtig waren, darauf deuten die Anspielungen in seinen Werken (cf. P. 420. P. 30 ff.). In diesem Verhältniss standen nicht alle zur Volkspoesie — und dies ist der ebenfalls schon von Pfeiffer berührte dritte Punkt, der zur Würdigung des Ganzen in Betracht kommt: neben dem Stoff, neben dem Geschmack des Einzelnen ist schließlich die Heimat maßgebend für den Gebrauch dieser oder jener Wörter. Am Rheine, in Schwaben waren sicher nicht alle Ausdrücke bekannt, welche in Baiern geläufig waren; welche dies freilich im Einzelnen waren, läßt sich jetzt schwerlich mehr herausfinden (cf. Paul a. a. O. p. 33).

Wir fassen das Ergebniss der Betrachtung in folgende Sätze zusammen:

1. Jene Wörter waren nicht „unhöfische“ in dem Sinne, als ob sie von der feinen Gesellschaft als roh gemieden seien, denn es fehlt an jedem Anhalte zu dieser Annahme, ja der allgemeine Gebrauch im 13. Jhdt. spricht für das Gegentheil. Eine nähere Betrachtung zeigt auch wirklich, daß sie zwar im gewöhnlichen Verkehr veralteten, aber eben deshalb als besonders edle, steigernde und gerade der poetischen Sprache willkommene Ausdrücke galten.

2. Der geringere oder größere Gebrauch der einzelnen oder auch der ganzen Gattung hieng von dem Stoff und der Idee, von Geschmack und Heimat des Dichters ab.

3. Der auffallende Gebrauch bei Wolfram aber ist mit Recht als eine Eigenthümlichkeit seiner Sprache anzusehen und aus seiner ganzen durch das Volksepos beeinflussten und gebildeten Auffassungs- und Anschauungsweise zu erklären.

Wir schließen diesen Passus mit einigen Worten über das Verhältniss des Willehalm zum Parzival in Bezug auf diesen Gebrauch, aus welchem, wie schon erwähnt, Jänicke erweisen will, daß Wolfram später zu Gunsten höfischer Ausdrucksweisen viel von jener Eigenthümlichkeit aufgegeben habe.

Daß im Willehalm, wie Jänicke nachweist, einige Ausdrücke auffallend weniger gebraucht werden als im Parzival, trotzdem der Stoff Veranlassung genug bot, z. B. *wîgant*, *helt*, *balt*, *ellensrîch* (denn *recke*, *gemeit*, *maere*, *vrevel*, *urliuge*, welche J. noch anführt, sind im P. verhältnissmäßig nicht häufiger), ja daß sogar *degen* im Wh. gar nicht steht, kann zwar merkwürdig genannt werden, aber der Schluß, den J. daraus zieht, wird durch den Gebrauch der anderen „*hervart*, *wal*, *ecke*, *gêr*, *verschrôten*“ (cf. a. a. O. p. 33) völlig wieder aufgehoben. Da diese letzteren im Wh. häufiger sind als im P. und die meisten der andern ohne bemerkenswerthe Verschiedenheit daneben gebraucht werden, so müssen wir vielmehr schließen, Wolfram habe diese Eigenthümlichkeit, so lange er überhaupt dichtete, bewahrt und habe sich dadurch gerade vortheilhaft vor andern ausgezeichnet. Dabei ist nicht ausgeschlossen, daß das eine oder das andere Wort, welches er aus seiner Heimat mitbrachte, in Thüringen nicht mehr recht bekannt war (s. p. 25) und daß er es deshalb später weniger gebrauchte. Vielleicht ist das der Grund für manche Verschiedenheiten des Willehalm.

Das eben Gesagte gilt von allen den Ausdrücken, welche sich auf das Ritterwesen beziehen, Bezeichnungen für die Ritter selbst, ihre Epitheta, für ihre Waffen, für Kampf und Sieg. Aber W. hat auch Eigenthümlichkeiten mit den Volksepen gemein, welche lediglich den Stil betreffen und welche daher auch von ganz anderen Gesichtspunkten aus zu betrachten sind. Es sind gewisse formelhafte Redensarten, alterthümliche Structuren, Unregelmäßigkeiten in Satzverbindungen, wie Construction *ἀπὸ κοινοῦ*, Übergang aus der indirecten Rede in die directe u. s. w., welche ebenfalls bereits von Jänicke und zum Theil Förster in den genannten Dissertationen angeführt sind. Sie alle müssen, mit Hartmanns Sprache verglichen, von jenem mehrerwähnten Standpunkte aus als „unhöfisch“ bezeichnet werden, wir müssen also auch für sie untersuchen, ob dies gerechtfertigt ist. Die näheren Nachweise ihres Gebrauches sehe man in den bezeichneten Schriften ein (Förster p. 26 ff. Jänicke p. 26 ff.), hier beschränken wir uns auf das für unseren Zweck Nothwendige. Hieran schließen sich dann weitere Unregelmäßigkeiten Wolframs, welche er ganz allein hat, welche uns daher auch erst recht in seine Originalität einführen.

Was zunächst jene ersteren Punkte betrifft, so scheint man hier in der That den Vorwurf der „unhövescheit“ mit mehr Recht zu erheben als bei den vorhin behandelten Ausdrücken.

Formeln, in welchen sich die unmittelbare Wechselbeziehung zwischen Zuhörern und Dichter ausspricht und welche dem Volksepos so charakteristisch sind, z. B. die lebhaft e Einführung einer neuen Situation durch „*man sach, man vant, man hôte, man kôs* etc.“, häufige Berufung auf die Quelle „*sus hôt ich sagen, diu âventiure saget, daz maere giht, man sagte mir* u. s. w. Versicherungen der Wahrheit des Gesagten, die häufigen Anreden der Zuhörer, Fragen aus ihrem Munde, den Fortgang der Erzählung betreffend — alle diese Formeln, durch welche die Zuhörer immer mitten in den Gang der Ereignisse hineingezogen werden, sind augenscheinlich von den höfischen Dichtern ausser von Wolfram gemieden worden. Bei Hartmann findet sich nur mitunter „als ich iu sage, bescheide“ (cf. Anm. zu Iw. 1107) bei keinem die mannigfaltigen Beziehungen wie bei Wolfram. Der Grund dazu läßt sich vermuthen.

Mochte auch die höfische Weise der Poesie „noch auf dem Grunde eines unverjährten uralten Herkommens ruhen“ und „in ihrem durchgreifenden Zusammenhang mit dem gesellschaftlichen Leben, an das sie sich in allen Formen anschließt, nur als eine Fortsetzung der alten volksmäßigen Dichtung dastehen, mochte endlich auch der Dichter der höfischen Erzählungen, wie früher seinen Standpunkt einem Zuhörerkreise gegenüber einnehmen“ (s. Müllenh. z. Gesch. der N. N. p. 14), so liegt doch in der Natur der Sache, daß nach der Verbreitung der französischen Bildung und des französischen Hoftones, besonders aber durch die allgemeinere Verbreitung der Schrift das Verhältniss zwischen Dichtern und Zuhörern lockerer geworden war, daß der höfische Dichter ganz naturgemäß sein Augenmerk mehr auf die Form seines Werkes an und für sich, auf den eleganten Stil, den feinen Ausdruck richtete, als darauf, wie er die Hörer unmittelbar fessele und in möglichst sinnlicher Darstellung mit sich in die Ereignisse der Erzählung fortreise. Die Darstellung wurde mit einem Worte abstracter und dies mußte besonders bei solchen hervortreten, welche wie Hartmann ihre Werke selbst schrieben, sie also schließlich als Ganzes geschrieben vor sich sahen. Da mußten also allmählich ganz von selbst jene Formeln der volksmäßigen Dichtungsart verschwinden, welche durch das unmittelbare Wechselverhältniss zwischen Hörern und Dichtern entstanden waren und mit ihm stehen und fallen mußten. Man kann sich vorstellen, daß es schließlich zum guten Stil gehörte, nur die allgemeinsten derartiger Beziehungen zu haben, und dies Bestreben mußte um so stärker werden, je mehr diese Formeln

die Spielmannspoesie zu charakterisieren anfiengen, wie sie denn in dieser auch in Blüte geblieben sind, so lange sie überhaupt existierte.

Hieraus also erklären wir es uns, daß Hartmann im Iwein, wie schon bemerkt, nur die eine Wendung hat „als ich iu sage, bescheide“ (Iw. 1030. 2989. 3036 etc.) allerdings auch etwas modificiert wie 1135 „ich wil iu von dem hûse sagen“, 2716 „und ich sage iu war an“, 5700 „als ich iu hân gesagt“, 5034 „daz ich daz wol sagen mac“, wobei aber noch zu bemerken ist, daß die Fälle meist durch die Disposition veranlaßt zu sein scheinen. Gottfried scheint gar nichts davon zu haben — Wolfram dagegen scheint sich in seinen Dichtungen völlig in jenes unmittelbare Verhältniss zu seinen Zuhörern versetzt zu haben, welches z. B. aus manchen Partieen des Nibelungenliedes spricht und welches factisch bei den fahrenden Sängern überall hervortrat. Bei ihm aber ist das auch ganz verständlich, da er eben jenes lockernde Medium, die Schrift, nicht kannte. Er versetzt sich so in die Empfindungs- und Denkweise seines Publicums, daß er gleichsam mit ihnen erst alles erlebt, daß er z. B. mit ihnen eine neu hervortretende Burg betritt und ihre Beschreibung nun einleitet durch „*man sach, man schouwet*“ etc., daß er ferner, wo er etwas Neues erzählen muß, sich nachdrücklich auf seine Quelle beruft durch „*hört ich sagen, als ichz hân vernomen*“ etc. oder „*sus wert diu âventiure mich, als mir diu âventiure swuor*“ u. s. w.; daß er endlich die Hörer in der mannichfaltigsten Weise anredet „*nu hoert, wizzet, prüevet, sprechet, vrâgt, râtet, merket*“ u. s. w. und sie so in der lebhaftesten Beziehung zu den Ereignissen, ja in engster persönlicher zu den Helden selbst erhält. Die vollständige Aufzählung der betr. Stellen findet sich bei Förster p. 26 ff., sie fallen übrigens bei der Lectüre sofort in die Augen. Aus allen erkennt man auch ohne Mühe, daß wir es hier nicht mit blosser Nachahmung der Volkspoesie zu thun haben, sondern daß der Geist der Volksdichtungen, den er von Jugend auf einsog, selbständig aus Wolfram spricht. Man beachte in dieser Hinsicht nur, wie viel mannichtiger er diese Bezugnahmen auf den Hörerkreis zu gestalten weiß, als alle Volksepen zusammen, die Fragen aus dem Munde der Zuhörer u. s. w.

Insofern nun diese Darstellungsweise dem Charakter der modernen Verhältnisse nicht mehr entsprach, können wir sie „unhöfisch“ nennen; wir werden sie jedoch weder als ungebildet noch als von den Kunstgesetzen verboten ansehen; modern gebildete Dichter wandten sie ganz unwillkürlich nur deshalb nicht an, weil sie sich nicht mehr in jenem

engen Verhältnisse zum Publicum fühlen konnten, welches sie hervorgerufen hatte.

Verwandt mit dieser Weise W.s ist auch die, daß er oft Frage-sätze für Relativsätze setzt. Es sind dies zwar keine Fragen der Zuhörer, aber wie diese dienen sie zur Erhöhung der Lebhaftigkeit der Rede z. B.

P. 3, 8 *wie* stæte ist ein dünnez îs
daz ougestheize sunnen hât?
ir lop vil balde *alsus* zergât.

511, 12 *wer* mac minne ungedienet hân?
muoz ich iu daz künden
der treit si hin mit sünden*)

597, 28 *wâ* hât diu helmsnuor ir stric?
des turkoyten tjost in traf *aldâ*.

Wh. 354, 28 *wie* vert sunn durch edeln stein,
daz er doch scharten gar verbirt?
alsô wênc hât sie verirt...

Auch P. 613, 20 *wie* louft ob al den sternenn
der snelle Sâturnus?

wird man hierher rechnen können; es wird aber, statt daß folgen sollte „so Cidegast ob allen rittern“ mit einem neuen Vergleich fortgefahren

„der triwe ein monîzirus
sît ich die wârheit sprechen kan
sus was mîn erwünscht man.

Im Gebrauch aller dieser Formeln finden wir im Wh. durchaus keine Beschränkung (nach Försters Aufzählung). Wir schließen also, daß W. keinen Grund fand, von seiner eigenthümlichen Manier abzugehen, wenn auch andere höfische Dichter sich anders ausdrückten. Es herrschte sicher überall grosse Toleranz gegen den Ton, welchen ein Dichter anschlug, sofern derselbe nur nicht wirklich roh, *dörperlich* und gemein war. Besonderen Anstoß scheinen nicht einmal die schon bedenklicheren alterthümlichen Formeln und Structuren gegeben zu haben, welche Jänicke a. a. O. p. 26. 27 anführt (s. o. p. 26).

*) Durch diese Stelle wird, glaube ich, Pauls jüngste Behauptung in den Beiträgen II, p. 70, daß man vergebens bei Wolfram nach einem Beispiele suchen werde, wo in einem Vordersatze *wer* steht und im Nachsatze ein entsprechendes *der*, widerlegt. Dabei kann jedoch seine und Klädens Auffassung speciell der Stelle P. 1, 26—28 als rhetorische Frage gegen Lachmann völlig bestehen.

Die Verbindung von „*ander*“ in Nib. 970, 4 A als Ausdruck des gesteigerten Leides (Lachm. z. d. St.), welche Jän. zuerst anführt, ist von geringerer Bedeutung, weil sie nur wenig gebraucht ist. Indessen läßt sie sich immerhin als Eigenthümlichkeit W.s ansehen, welche er aus jener Stelle angenommen haben kann. Ausser P. 400, 15 und 92, 10 bietet übrigens auch der Wh. noch einige Beispiele:

Wh. 39, 19 unde ist daz *mîn ander tôt*
daz ich dich lâze in sölher nôt

327, 15 sich huop alrêrst *ir ander val*

460, 11 gestern was *mîn ander tac*

d. h. wo ihm noch mehr Leids geschah

cf. 459, 30 *owê tac und ander tac!*

Die nächsten formelhaften Verbindungen sind, wie Jänickes Anführung selbst ergibt, entweder auch bei W. ungebräuchlich wie *helt zen handen* das nur P. 48, 30 im Reim auf *Gruonlanden* steht, oder sie sind von Gottfried in derselben Weise gebraucht, wie „*bürge und lant, rôtez golt*“, so daß sie also ebenfalls den Vorwurf der „*unhövescheit*“ nicht verdienen. Dasselbe bemerkt man bei den angedeuteten syntactischen Eigenheiten und Unregelmäßigkeiten, ja diese bezeugen erst recht eine sehr weitgehende Toleranz der qu. höfischen Sprachgesetze.

Der Gebrauch des schwachflectierten Pron. Pers. mit dem Artikel („*die dînen nôt*“ Wh. 54, 17. 353, 24), die Einschabung eines Eigennamens zwischen Art. und Subst. wie „*der Gâwânes munt*“ (im P. 15, im Wh. 17 Mal) die Verbindung eines unarticulierten Eigennamens im Genetiv mit einem articulierten Subst. regens (*der bruoder Liâzen* P. 195, 6 „*der suon Arnîven*“ 764, 28. Tit. 35, 1 *daz kint Frimutelles* und Wh. 41, 5 *daz her Gerhandes*), das mit dem Artikel nachgesetzte Adjectiv (*anker die swæren*) — alle diese sind veraltende, jedesfalls schwerfällig klingende Verbindungen und doch finden sie sich, wie Jänicke selbst zeigt, mehr oder weniger auch bei Gottfried, dem man doch die höchste Eleganz des Stils ohne Streit zuerkennt und merkwürdigerweise sind sie es gerade, die verhältnismäßig im Wh. noch häufiger vorkommen als im P., so daß er gerade diese auffallenden Unebenheiten in seinem Streben nach höfischer Reinheit vernachlässigt haben müßte. Wir kommen also immer wieder zu dem Schlusse, daß die qu. höfischen Sprachgesetze gegen die Vorliebe Wolframs für die alterthümlich klingenden volksepischen Ausdrücke und Wendungen nichts einzuwenden hatten.

Über die Construction *ἀπὸ κοινοῦ* spricht Haupt z. Er. p. 391—395 ausführlich. Sie ist den alterthümlichen und volksmäßigen Gedichten geläufig, „dem ausgebildeten Stile des 13. Jh. war sie fremd geworden“. „Daß Wolfram und Ulr. v. Lichtenstein sie häufig anwenden, hängt vielleicht damit zusammen, daß beide nicht schreiben konnten; denn das Schreiben verbannt manche Freiheiten der Rede“ (a. a. O. z. Er. 5414). Das letztere war also auch unzweifelhaft der Grund für das Erscheinen dieser Construction in der älteren Zeit. Wir haben sie mithin überhaupt nicht als eine beabsichtigte Wendung, etwa als Figur anzusehen, sondern als eine unbewußte freie Rede-weise solcher Dichter, welche nicht lesen und schreiben konnten. Die Bedeutung der Schrift für den Stil erkannten wir schon nach einer anderen Seite (s. p. 27), wir werden auch im Folgenden noch wiederholt Gelegenheit finden, auf sie zurückzukommen.

Haupt hat fast alle Fälle der Construction verzeichnet und classificiert; nachzutragen würden noch sein:

ad 1 P. 389, 2 wan sîn pflæge *ein künec* hiez Anfortas

371, 7 für unglückes schur *ein dach*

bin *ich* iu senfteclîch *gemach*

501, 20 wer was *ein man* lac vorme grâl?

Wh. 348, 18 den Franzoysen schaden tuot

dîns hurteclîchen poynders krach

sol si wol lêren ungemach

390, 30 dane kunde niht geharren

sîn vane mit grôzem kundewiers

kom gevarn ze triviers.

ad 3 (Substantiv als Nom. und Accus.)

P. 529, 30 dô geschach *ez Gâwâne*

für sîn ors ze behalten

336, 24 wart iu geteilet *dâ sîn habe*

mit valsche niht gewîset abe.

ad 5 (ein Verbum zu zwei Substantiven)

P. 341, 8 (sper) diu *gemâlt wâren* besunder

junchêrren *gegeben* in die hant

Wh. 44, 13 von salsen suppierrren

sich Tybalt *muose vierren*

von sînem wîbe und alle ir kint.

ad 6 (Subst. mit einer Präpos. zu 2 Verben)

Wh. 174, 7 zuo einander si *dernider*

vors küneges bette an eine stat

in diu künegîn sitzen bat.

Dazu kommen schließlich Fälle, wo ganze Satzglieder doppelte Beziehung haben, z. B.:

Wh. 376, 24 ob daz gediende niht sîn hant,
het er ir minne künde

dâ mite erwarb er sünde
tet er durch si niht sölhe tât

P. 659, 6 er solte ouch vride von im hân,
des jaher offenbâre,
swer dise âventiure erlite
daz dem sîn gâbe wonte mite.

Wolfram bediente sich also dieser Freiheit in ausgedehntestem Masse; nicht minder auch des dem Volksepos geläufigen unvermittelten Überganges aus der indirecten Rede in die directe.

Jänicke hat alle Beispiele davon aufgezählt, sie sind im Wh. verhältnissmäßig noch häufiger als im P. Von höfischen Dichtern bieten nur noch Ulr. v. Zatzikoven und Ulr. v. Lichtenstein Beispiele. Hier stehe als Erläuterung

P. 30, 1 ze vrâgen er begunde
ober wolde baneken rîten
„und schouwet wâ wir strîten
wie unser porten sîn behuot“.

Die Redeweise entspricht ganz Wolframs lebhaftem Geiste, der sich mitten in die Ereignisse versetzte; deshalb ist sie auch bei ihm so ausserordentlich häufig, häufiger noch als in allen Volksepen.

Die Verbindungen von Singular und Plural ferner, die hier ebenfalls erwähnt werden müssen, sind in manchen Fällen im Mhd. gar nicht auffallend. Ein Verbum im Plur. z. B. als Prädicat zu einem singularen Collectivbegriff ist ganz normal (s. Gramm. IV, 191 ff. cf. III, 472—476). Wolfram aber hat nicht nur die „schon kühnere Construction“ (Gr. IV, 194) von „*manec*“ c. pl. z. B.:

P. 75, 4 *dâ liefen unde giengen*
manec werder man

~~57, 25~~ *manec sper zebrâchen*, s. 792, 21. 797, 14. 624 14. 826, 4.

Wh. 152, 5. 6. 264, 5. 6. 35, 30. 66, 26. 72, 11. 278, 16. 366, 1 u. s. w.
ferner *swaz* c. pl. wenn es einen persönlichen Gen. Pl. bei sich hat
(Gr. IV, 195) z. B.

P. 761, 18 *swaz hie werder liute sint*

Wh. 185, 3 *swaz mit al den fürsten rîter sint* —

beide Verbindungen finden sich bei Hartmann nie — sondern er bezieht auch z. B. *den* (Dat. Pl.) auf *swer*:

Wh. 312, 20 *swer* guotes willen kunde leben
den gap wirt unde wirtin

ferner auf *volk*:

P. 99, 19 wan solt ich *volkes* hêrre sîn?
den taete wê der jâmer mîn

und auf *her*:

682, 22 ein alsô clârez frouwen *her*
den man dâ liechter varwe jach.

Noch auffallender weicht W. vom regelrechten Sprachgebrauch durch Verbindung eines Subst. im Plur. mit einem Verb. im Sing. ab. Hartmann hat diese Construction nur Er. 6854. 7862. Greg. 63 (s. Haupt z. Er. 354; Lachm. z. Iw. 576) und zwar nur in der sehr leichten Auffassung der runden Zahl 30 als collectiv. W. aber erweitert nicht nur Collectivbegriffe ausserordentlich, sondern er verbindet auch ganz beliebige Zahlen c. sing. In ersterer Beziehung sind zu vergleichen

P. 22, 30 balde *wart* dô Gahmurete
rîchiu kleider dar getragen

305, 15 ir *snüere* unz an die sîne *gienc*, 234, 3. 447, 6. 227, 15.
48, 29. 695, 1. 471, 26. 672, 16. 563, 8. 762, 12. 19, 7.
363, 18. Wh. 125, 13. 178, 6. 209, 6. 233, 11. 404, 1.

Dazu Verbindungen von *vil*, *wênic*, *mêr*

P. 83, 4 *vil* müeder ritter nâch ir *dranc*

116, 22 ich waene ir nu *vil wênic* lebe cf. 387, 12. 410, 12.
683, 5. 399, 16. 275, 7. 565, 5. Wh. 8, 14. 289, 30.

P. 707, 14 des *muose* ouch *mêre liute* sehen.

In der zweiten Beziehung (Zahlwörter c. sing.) sind zu bemerken:

P. 85, 5 für daz *poulûn* dô *reit*
zwên ritter ûf ir sicherheit

120, 24 nu seht, dort *kom* geschuftet her
drî ritter nâch wunsche var

243, 20 (vier). 376, 10 (zwelf). 569, 4 (fünf hundert). 229, 24
(hundert). 808, 12. 230, 9 (driu).

Die Fälle, in welchen zwei oder mehrere singulare Substantiva c. sing. construiert werden, können wir unter Hinweis auf

Gramm. IV, 198 übergehen. Das Verbum kann hier ohne Schwierigkeit zu dem einen gezogen werden, und die anderen sind dann in einer Art *ἀπὸ κοινῶν* angehängt. cf. Iw. 3337. 5017. 3387.

Unregelmässiger aber wird die Verbindung schon, wenn von mehreren Substantiven eines im Sing., das andere im Plur. steht. Grimm gibt aus W. folgende Belege:

P. 352, 28 ein *linde und ölbourne*
unden bî der mûre stuont

720, 27 dô in *gesprach* Bêne unt *diu kint* cf. 627, 19. 33, 15.

Wh. 178, 6. Zu vgl. Nib. 2296, 2. 1087, 1. 1534, 3. 1318, 2,

ferner, wenn beide Subst. im Plur. stehen (Gr. IV, 290):

Wh. 139, 21 dô *lief* her ab die grêde
alt und junge bêde

P. 19, 19 mære unde mærinne
was beidiu wîp unde man

cf. Nib. 42, 2. 113, 3 — meist jedoch steht hier der Plural cf. P. 190, 12. 27, 7. 18, 23. Nib. 49, 1 — bei Hartmann natürlich immer.

Man fühlte aber auch die Härte solcher Constructionen und fügte daher oft nach den Substantivis noch ein zusammenfassendes „*daz*“ ein, z. B. Nib. 42, 2 „*ros unde kleider, daz stoup in von der hant*“.

Wir müssen alle diese Verbindungen als populäre Redeweisen betrachten und als solche füge ich schließlich noch hinzu den ebenfalls im Volksepos beliebten unmotivierten Wechsel von Modis und Temporibus im Satze.

Wir finden im Parz. oft den Indicativ wo die Construction den Conjunctiv verlangt und umgekehrt. Hartmann und Gottfried haben dergleichen nicht und Wolfram selbst scheint diese Schwäche später abgelegt zu haben, denn der Willehalm scheint frei davon zu sein. Der Indicativ statt des Conjunctiv steht:

P. 513, 6 si stuonden ode lâgen
ode *gesaezen* in gezelten . . .
die vergâzen . . .

527, 28 ich bat *daz* klagehafte wîp,
sît si mit ir ougen *sach*
daz ich si manliche *rach*
daz si durch wîbes güete
senfte ir gemüete

(Die indirecte Rede verlangt *saehe*, *raeche*) cf. 555, 19 ff. 285, 7 ff.

Aus einer derartigen Vermischung der Grenze zwischen Indicativ und Conjunctiv ist es wohl auch zu erklären, daß wir bei Wolfram öfter geradezu Conjunctivformen statt der Indicative finden. Z. B.:

P. 25, 19 noch hât hie rîter mêre
 Kaylet von Hoskurast
 die *braehten* alle in diz lant
 der Schotten kûnec Vridebrant

! 217, 1 etslîcher hin zir *spraeche*: staeche.

besonders häufig aber in der Form *waer* für *was*, die auch im Wh. noch öfter steht, cf. P. 53, 15. 82, 12. 102, 8. 166, 7. 81, 5. 209, 2. 221, 9. 231, 6. 423, 13. 553, 24 u. s. w.

Von anderen Eigenthümlichkeiten Wolframs, welche an den volksepischen Stil erinnern, nenne ich nur noch die zahlreichen Parenthesen. Es sind eingestreute Bemerkungen des Dichters selbst oder der gerade redenden Person, die theils an Vergangenes oder an besondere Umstände erinnern, theils zur Vervollständigung des Bildes dienen, theils eine persönliche Empfindung des Dichters aussprechen, theils endlich auch nur des Reimes wegen gemacht zu sein scheinen.

Für jede Art ein Beispiel:

a) P. 214, 20 dâ tâten guote rîterschaft
 niun hundert ritter die wol striten
 (gewâpent ors die alle riten)
 und fünfzehn hundert sarjant
 (gewâpent ich se in strîte vant)
 den gebrast niht wan der schilte.

b) 227, 9 durch schimpf er (der hof) niht zetretet was
 (dâ stuont al kurze grüene gras
 dâ was buhurdiern vermiten)
 mit baniern selten überriten

c) 240, 2 owê daz er niht vrâgte dô
 (des bin ich noch für in unvrô).

d) 511, 21 vart jenen pfat (êst niht ein wec)
 dort über jenen hôhen stec

cf. P. 285, 29. 291, 26. 384, 27. 479, 4. 508, 18. 559, 12. 743, 24. 800, 22 u. s. w. Wh. 154, 28. 170, 27. 176, 24. 194, 22. 233, 24. 234, 24. 279, 1. 292, 17. 301, 22 u. s. w.

Dahin gehört auch die wiederholte Einschiebung eines „*sprach* er“ bei längerer Rede einer Person z. B. P. 472, 12 ff. 461, 1 ff. 493, 9 ff. 516, 2 ff. Wh. 194, 27 ff. 292, 10 ff. u. s. w.

Der mündliche Vortrag führte darauf unmittelbar, denn bei längerem Zwiegespräch konnten die Hörer leicht vergessen, wer da sprach. Diejenigen, welche ihre Werke schrieben, wie Hartmann und Gottfried, haben dergleichen nicht.

Manche einzelne Anklänge an den volksepischen Stil mögen sich bei W. noch finden; alle aber werden sich unter dem Gesichtspunkte vereinigen lassen, den wir hier durchzuführen versucht haben: daß sie nämlich nicht als Nachahmungen von Seiten Wolframs anzusehen sind, sondern bei ihm auf denselben Bedingungen beruhen wie bei den volksmäßigen Dichtern selbst. Die wichtigsten derselben waren, wie wir sahen, die Unkenntniss der Schrift, die ja auch grammatische Freiheiten sehr begünstigt und das unmittelbare Wechselverhältniss zwischen Dichter und Publicum, das aber auch nur da bestehen kann, wo das Mittel der Schrift noch keinen Eingang gefunden hat. Mit diesem Resultate, welches uns in Verbindung mit dem, was wir vorher bei der Besprechung des Gebrauches der einzelnen auf Krieg und Ritterwesen bezüglichen Ausdrücke fanden, die geistige Individualität des Dichters wenigstens nach einer Seite hin verstehen läßt, können wir es vielleicht entschuldigen, daß wir uns so lange bei diesen oft erwähnten Beziehungen Wolframs zum Volksepos aufgehalten haben. Es war ausserdem durchaus geboten, Stellung zu der Frage „höfisch oder unhöfisch“ zu nehmen. Von höherer Wichtigkeit sind für uns freilich die Eigenthümlichkeiten Wolframs, welche Zeugnisse sind für seine durchaus eigenartige Persönlichkeit, welche er daher auch mit keinem andern Dichter gemein hat.

Wie schon oben erwähnt, gelangen wir zu ihnen in unmittelbarem Anschluß an die zuletzt erörterten Punkte. Wie diese nämlich sind andere Eigenheiten an und für sich nur gewisse Unregelmässigkeiten und Freiheiten im Satzbau, die auch ein anderer haben könnte, aber im Ganzen betrachtet und mit einander verglichen tragen sie nicht mehr bloss den Charakter nachlässiger, populärer Redeweise, sondern den Stempel einer durchaus originellen Auffassungs- und Denkweise.

Dies sind die Menge von Anacoluthien jeder Art, und ihnen haben wir jetzt einige Aufmerksamkeit zu widmen.

Anacoluthien sind niemals eine Schönheit der Diction, folglich auch bei Wolfram nicht; im Gegentheil, in ihnen haben wir jedesfalls einen der Punkte zu suchen, auf welche sich Gottfrieds Tadel im Tristan bezieht, denn sie machen in der That seine Rede oft so dunkel, daß „tiutære“ zu ihrem Verständniss nöthig sind, daß man „glöse

suchen“ müßte, um in ihren Sinn einzudringen*). Indessen kann eine Darstellung durch Anacoluthien interessant werden und inwieweit dies bei Wolfram zutrifft, werden wir aus dem Folgenden erkennen. Eine consequente Classificierung war bei der Mannichfaltigkeit der Fälle nicht durchzuführen; in den Hauptpunkten ist jedoch der Versuch dazu gemacht.

Am häufigsten ist der Fall, daß der Hauptbegriff eines Satzes ohne Construction im Nominativ vorausgeschickt — gleichviel ob er in der regelmässigen Construction Subject oder Casus obliquus sein würde — und dann durch ein Pronomen im Nominativ oder in dem vom Verbum verlangten Casus wieder aufgenommen wird. Nach dem Casus des wiederaufnehmenden Pronomens theilen wir die Fälle ein. Dasselbe steht:

1. im Nominativ:

P. 18, 2 sîne knappen und sîn harnas,
wie *daz* gefeitieret was

176, 20 den man dâ hiez den ritter rô,
swaz *der* ezzen wolde cf. 202, 21

288, 16 Parcivâl daz sper von Troys
daz veste unt daz zaehe ..
daz begunder senken

Wh. 46, 1 Halzebier der clære
mit reidbrûnem hâre ...
swaz sterke heten sehs man,
die truoc von Falfundê der künec

174, 9 juncfrouwen und juncherrelîn,
sus gebôt diu künegîn,
daz *siz* harnasch von in nemen.

Auffallender und bei weitem häufiger sind die Fälle:

2. im Genetiv:

P. 25, 4 ein künec, heizet Hernant,
den er durh Herlinde sluoc,
des mâge tuont im leit genuoc

*) Trist. 4681 ff. die selben wildenaere

si müezen tiutaere

mit ir maere lâzen gân

wir mügen ir dâ nach niht verstân

als man si hoeret unde siht.

so enhân wir ouch der muoze niht

daz wir die glôse suochen

in den swarzen buochen.

- 37, 1 sîne schiltriemen,
swaz *der* dar zuo gehôrte
76, 1 ein wîp diech ê genennet hân,
hie kom ein *ir* kappelân
129, 27 duc Orilus de Lalander,
des wîp dort unde vander
286, 23 der junge stolze âne bart,
sîn ors und er gewâpent wart cf. 234, 12 ff. 339, 1 f.
508, 11 f. 535, 19 f. 561, 23 ff. 575, 11 ff. 589, 14 ff.
733, 9 ff. 811, 11 ff. Wh. 32, 8 f. 55, 7 f. 154, 20 ff. 426, 8 f.

3. im Dativ:

- P. 289, 12 saelden phlihtaer, *dem* half got
301, 5 des kûnec Gahmuretes kint,
dröwen und vlêhn was *im* ein wint
378, 21 Gâwân und der schachteliur,
durch der sêle âventiur
ein pfaffe *in* eine messe gap
cf. Wh. 52, 7 ff. 102, 26 ff. 125, 12 ff.

4. im Accusativ:

- P. 155, 23 helmes snüer noch sîniu schinnelier,
mit sînen blanken handen fier
kunders niht ûf gestricken
174, 23 der junge süeze âne bart,
den truoc diu minne
122, 13 aller manne schoene ein bluomen kranz,
den vrâgte Karnahkarnanz cf. 486, 13 ff.

Einen ähnlichen Fall finde ich

- Virg. 456, 7 und einer, heizet Hiltebrant,
den grüezet si besunder.

Überhaupt erinnert Albrecht v. Kemenaten in manchen Punkten an W., die noch weiter unten zur Sprache kommen. Er dichtete etwa 20 Jahre später als W., kann daher manches von ihm angenommen haben.

5. mit Präpositionen:

- P. 145, 29 der kûnec von Kukûmerlant,
al rôt von golde *ûf sîner hant*
stuont ein kopf vil wol ergraben
722, 21 al irdischiu rîcheit,
op d'erde waer noch alsô breit,
dâ für naem ich si einen

73, 14 der minnen gernde Riwalîn,
von des sper snîte ein niwe leis.

Wh. 9, 17 diu edel küneginne,
durch liebes friwendes minne
.... was kristen leben *an ir* bekant

cf. Wh. 21, 1 ff. 40, 8 f. 153, 1 ff. 437, 28 f. 140, 13 f.

Der Begriff wird aber auch in demselben Casus vorausgeschickt, in welchem er der Construction gemäß stehen müßte, z. B.

P. 214, 5 ine wil dich niht erlâzen,
ir vater Liâzen
dune bringst *im* dîne sicherheit

470, 19 der rîterlîchen bruoderschaft,
pfrüende *in* gît des grâles kraft

s. Wh. 134, 15 f. 423, 10 f.

Auch mit Präpositionen:

P. 481, 8 *gein aspis*, ecidemon
ehcontius unt lisîs ...
swaz ieman *dâ für* weiz
unt für ander wûrm, diez eiter tragent,
.... der keinz gehelfen kunde.

Auch der umgekehrte Fall ist zu bemerken; die Einführung eines erst nachfolgenden Substantivs durch ein Pronomen.

P. 569, 15 *es* möhte jugent werden grâ
des gemaches

Wh. 10, 30 *diz* was ze bêder sîte ir trôst
niht wan manlîchiu wer cf. Wh. 26, 6. 425, 12. 433, 16.

P. 821, 5. 751, 12.

Ferner werden auch ganze Sätze, welche allgemeine Bestimmungen geben, in dieser Weise an die Spitze gestellt:

P. 62, 11 *si jehent swer habe geruoche*,
op der ir herren suoche,
den scheider von der swaere

338, 25 *swem ist ze sölhen werken gâch*,
pfliht werder lîp *an den* gewin ...

421, 14 *wan swaz sîn œheim Artûs*
hât, unt die von Indiâ,
der mirz hier gaebe

ähnlich die Umschreibung von Personen cf. unter 1: 176, 20. 202, 21.
unter 2: 535, 19. 733, 9. unter 3: 54, 24. 338, 1 s. u. p. 52.

Schließlich seien noch einige Fälle erwähnt, wo der vorausgenommene Gedanke oder Begriff ganz aufgegeben und entweder durch ein Synonymum ersetzt wird oder nur dem Sinne nach wieder zu ergänzen ist. Zum ersteren gehört

P. 471, 15 *di newederhalp gestuonden,*

dô strîten begunden

Lucifer unt Trinitas,

swaz der selben engel was

die edelen unt die werden

muosen ûf die erden

Zum anderen

P. 562, 11 er sprach zem wirte: gan mirs got

iwer getriulich urbot,

daz ir mîn sus pflâget,

gelts mich niht betrâget

der letzte Vers soll sich dem Sinne nach auch auf V. 12 beziehen, der Construction nach gehört er aber nur zu V. 14.

Daß derartige Fälle hier erschöpfend aufgezählt seien, soll, wie schon oben befürwortet wurde, nicht beansprucht werden. Das Angeführte aber genügt, um diese Eigenthümlichkeit Wolframs zu charakterisieren. Die Belege sind auch zahlreich genug, um erkennen zu lassen, daß wir es hier nicht mit zufällig dem Dichter entschlüpften Ungenauigkeiten zu thun haben, sondern daß es wirklich eine beliebte Redeweise Wolframs war. Sie verräth einen ungemein lebhaften, feurigen Geist, der überall sogleich den Hauptbegriff seines Gedankens ins Auge faßte. Der Gedanke strömte ihm — diesen Eindruck gewinnt man — in solcher Fülle zu, daß er es nicht vermochte, ihn logisch und grammatisch richtig zu ordnen und darzustellen; er setzte daher den Hauptbegriff, der ihm vorschwebte, ohne weiteres voran und schloß ihm nun den Gedanken an, wie es ihm gerade am bequemsten war. Eine nahe Verwandtschaft mit populärer Redeweise läßt sich darin nicht verkennen (auch im Volksepos findet sich dergleichen cf. Nib. 50, 1 ff. 329, 3. 524, 1. 2. 583, 3. 636, 1. 737, 2), ja ich gebe zu, daß sich darin zugleich ein Mangel an grammatischer und litterarischer Bildung zeigt, aber auch die erwähnte eigenthümliche Geistesanlage darf darin um so weniger verkannt werden, als sie sich in noch vielem andern ausspricht, was demnächst zu erörtern ist.

War derartiges höfisch, d. h. nahm die Gesellschaft keinen Anstoß daran? Undeutlich freilich, worauf wir oben Gottfrieds Tadel bezogen, waren solche Sätze noch nicht, aber ein eleganter Stil, wie

ihn ein gebildetes Publicum verlangt, war es doch auch nicht. Bei Hartmann und Gottfried, welche hauptsächlich zur Unterhaltung dieses Publicums schrieben, sind denn auch solche Sätze ganz undenkbar, und wir bezweifeln daher nicht, daß es in Bezug auf die Eleganz der Darstellung ein Ideal gab, welchem Hartmann und Gottfried ungleich näher standen, als Wolfram. Der Anstoß aber, den er in dieser Hinsicht erregen mußte, wurde durch seine originelle hochpoetische Denk- und Empfindungsweise aufgewogen, und eben weil diese zum grossen Theil die schwierige Darstellung verursachte, wurde vielleicht das, was man an anderen verurtheilte, für viele interessant. Wir werden im Folgenden aber auch öfter Gelegenheit haben, zu bemerken, daß die Darstellung im Willehalm auffallend klarer wird. In Bezug auf die eben berührten speciellen Fälle läßt sich dies allerdings erst vom 4. Buche an behaupten, vielmehr aber tritt dies schon hervor bei den Anacoluthien im eigentlichen Sinne, unter welchen man unvollendet gebliebene Sätze versteht. Sie stören die Darstellung vielmehr als jene Anticipationen, sind daher auch mit größerer Sorgfalt zu beseitigen. Im Parzival sind sie häufig:

Mitunter vergißt Wolfram den Anfang des Satzes ganz und geht zu einem ganz neuen über, öfter aber wird er durch irgend einen berührten Begriff von dem ursprünglichen Gedanken abgezogen; er knüpft dann oft ganz unmittelbar einen neuen Gedanken an den letzten Begriff und schließt damit den Satz. Als Beispiele ersterer Art seien angeführt

P. 13, 26 seht wie man kristen ê begêt

ze Rôme als uns der touf vergiht,

heidensch orden man dort (ze Baldac) siht

Man erwartet nach V. 27 *so auch* in Baldac, statt dessen folgt ein neuer Satz „heidensch orden“.

P. 409, 23 swenne im diu muoze geschach

daz er die maget reht ersach

ir munt, ir ougen und ir nasen.

Bartsch erklärt diese Stelle als ein *ἀπὸ κοινού*: „ir munt, ir ougen unde ir nasen“ sei Nachsatz, und als Verb. dazu „ersach“ aus V. 24 zu ergänzen. Aber das ist doch sehr gezwungen der viel näherliegenden Auffassung gegenüber, daß *ir munt* etc. attributiv zu *maget* steht als Specialisierung von *maget*. In diesem Falle also fehlt jeder Nachsatz *).

*) Es kann ihm allerdings was Paul, Beitr. II, 89 geltend macht, 410, 5 ff. als Nachsatz sehr wohl vorgeschwebt haben; er gab aber doch die angefangene Construction völlig auf.

P. 264, 16 er möhte ir sîne hulde
versagen, swenner wolde:
nieman daz wenden solde,
ob man des wîbes hât gewalt

Man erwartet hier etwa „aber sie so zu behandeln, ist verwerflich“. Der Dichter aber fährt mit einem ganz neuen Gedanken fort:

Parzivâl der deggen balt
Orilûses hulde gerte.

Aus Willehalm habe ich nur ein Beispiel:

Wh. 98, 16 der lac wol dem gelîche
daz Matusales sîn vater
(die werden ûz den böesen jater
sô den distel ûz der sât)
sîns vater helfe und des rât
frumt in ûz sîme lande ... u. s. w.

Die andere Art des Anacoluthes ist die gewöhnliche. Sie findet sich

P. 86, 14 Morholt, der mînen neven stal
von dem sol er ledic sîn.

Der *neve* ist Hauptperson, er verdrängt daher den Morholt, das ursprüngliche Subject des Satzes, und ganz unvermittelt heißt es „von dem sol er (der neve) ledic sîn“.

P. 316, 28 waer ze Munsalvaesche iu vrâgens mite,
in heidenschaft ze Tabronite
diu stat hât erden wunsches solt:
hie het iu vrâgen mêr erholt.

Der Dichter will sagen: „In Munsalvaesche hätte euch fragen mehr genützt als zu Tabronite, welche Stadt doch „erden wunsches solt“ hat. Das Fragen in Munsalvaesche ist der Hauptgedanke; die Bedeutung der Frage sollte durch einen Vergleichungssatz hervorgehoben werden, sie beherrscht aber den Gedanken so, daß der angefangene Vergleichungssatz in der Mitte abgebrochen wird und dem Leser überlassen bleibt, sich selbst die hingeworfenen Worte logisch zurecht zu legen.

P. 436, 11 swelch wîp nu durch geselleschaft
verbirt, und durch ir zûhte kraft
pflhte an vremder minne,
als ich michs versinne,
laet siz bî ir mannes leben,
dem wart an ir wunsch gegeben.

Wir haben zwei Vordersätze (swelch wîp . . . und V. 15 laet siz . . .). Im Nachsatz erwartet man etwa „das Weib ist vor allen hoch zu preisen“ oder dem Gedanken Wolframs mehr entsprechend „das Weib hat ihrem Manne „den wunsch“ gegeben“. Aber das Interesse des Mannes an einem solchen Weibe ist dem Dichter der Hauptgedanke; deshalb gibt er die begonnene Construction auf und schließt „*dem wart an ir wunsch gegeben*“ in unmittelbarem Anschluß an das vorletzte Wort „mannes“, das eine ganz untergeordnete Stellung im Satze hat. Ähnlich

P. 478, 8 ff. dô mîn bruoder gein den jâren

kom für der gransprunge zît,
mit selher jugent hât minne ir strît;
sô twingts ir friunt sô sêre,
man mages ir jehn zunêre.

Als Nachsatz erwartet man V. 10 „da verfiel er der Minne“ oder „da brachte ihn die Minne in Gefahr“, der Dichter aber hat die Jugendzeit im Auge, welche solche Gefahren am ersten zu bestehen hat; er macht daher „die jugent“ im Folgenden zum Hauptbegriff, bricht die Construction ab und fährt in einem selbständigen Satze fort „mit selher jugent hât minne ir strît u. s. w.“.

In der folgenden Stelle läßt ihn „diu herzogîn“ die Construction vergessen:

P. 640, 17 hât sich diu herzogîn bewegen
daz se iwer wil mit decke pflegen
noch hînte geselleclîche,
diu ist helfe unt râtes rîche.

Ferner der Verrath an Jesus und seine Strafe

219, 24 Pilâtus von Ponciâ

und der arme Jûdas,
der bî eime kusse was
an der triuwelôsen vart,
dâ Jêsus verrâten wart,
swie daz ir schepfaer raeche,
die nôt ich niht verspraeche,
daz Brôbarzaere frouwen lîp
mit ir hulden waer mîn wîp.

Zu vergleichen sind dazu ferner 531, 27 ff. 241, 21 ff. Letzteres ist besonders charakteristisch:

swer aber *dem* sîn maere schiuzet,
des *in* durch nôt verdriuzet:
wan daz (maere) hât dâ niender stat u. s. w.

„maere“ führt den Gedanken weiter und der Vordersatz, swer aber ... wird vergessen. Ausserdem Wh. 200, 6 ff. 151, 19 ff.

Das charakteristische aller dieser Redeweisen ist dies, daß Wolfram, wie es scheint, den gewaltigen Fluß seiner Gedanken nicht zu beherrschen weiß, daß er also deshalb bald von einem Gedanken unvermittelt abspringt, wenn sich ihm ein neuer lebhaft aufdrängt, theils sich von irgend einem neu eingeführten Begriff nach einer anderen Seite hin zu kleinen Abschweifungen verleiten läßt; mit einem Worte also, er hat — und dies tritt besonders im Anfang des Parzival hervor — noch nicht eine solche Herrschaft über die Sprache erlangt, daß er einen reichen Inhalt in entsprechender schöner Form geben konnte. Damit hängen denn auch noch eine ganze Reihe anderer Eigenheiten zusammen.

So dehnt er ferner die Freiheit elliptischer Sätze weiter aus als irgend ein anderer Dichter.

Gramm. IV, 31 ff. führt aus, daß Ellipsen überhaupt nur da statt haben können, wo durch die Auslassungen keine Undeutlichkeit erwächst, so ausser der Ellipse von „ist“ die Ellipse des Infinitives bei sollen, mögen, wollen (daz sol her umbe mich, scil. sîn Wh. 296, 11), lassen (lât iu niht leit, scil. wesen P. 24, 18) — die Auslassung von gehen und fahren (nâch dîner muoter balde Wh. 160, 2) endlich Nominaellipsen bei einem näherbestimmenden Gen. Plur. (Gr. IV, 260 ff.) z. B. die Begriffe Haus, Familie, Geschlecht, liute, man, auch zît (bî Karlen) und ähnliche.

Wolfram aber hat Ellipsen, welche die Sätze fast unverständlich machen. Es ist zunächst die im Sinne liegende Ergänzung eines Subjects, Objects oder Verbums aus einem vorhergehenden oder nachfolgenden Substantiv auch Adjectiv gleiches Stammes.

Ein neues Subject ist z. B. zu ergänzen

P. 142, 15 dâ inne was ein arger wirt

als noch ûf ungeslähte birt.

Aus „arger“ ist das Substantiv „erge“ als Subject zu „birt“ zu ergänzen (= „wie auf unedlem Stamme immer Habgier wächst“ W. B. I, 137⁶).

Ein Object P. 293, 24 swâ *twingende* frouwen sint; aus Parzivals Zustand ist als Object zu *twingende* zu ergänzen „den muot“ oder „die witze“.

P. 609, 24 ich sol für sîn lasters nôt,

hân ich werdeclîchez leben

ûf kampf für in ze gîsel geben.

„werdeclîchez leben“ oder blos „leben“ muß das im Sinne liegende Object zu „geben“ sein. Man erwartet wenigstens ein „ez“.

Noch merkwürdiger

P. 610, 12 iu bringet ziwer m teile

iwer oeheim Artûs

von eime lande daz alsus

15 Löver ist genennet;

habt ir die stat erkennet

Bems bî der Korcâ?

diu massenê ist elliu dâ:

Das Object zu „bringet“ V. 12 war im Sinne Wolframs „*die massenê*“. Der einfache Ausdruck aber „er bringt sie von Löver nach Bems“ paßte vielleicht nicht gleich in seinen Vers, er sagt daher in seiner beliebten Manier der Frage „habt ir die stat u. s. w.“, dem Leser überlassend, sich das Object aus V. 18 selbst zu nehmen.

Noch gewöhnlicher aber ist dies Verfahren bei Verben. Zwei sehr schwer verständliche Stellen bietet der Willehalm:

Wh. 214, 18 swaz er angest sît erkür

dô er von Vîvîanze schiet,

20 und des morgens dô sîn manheit riet

fûmfzehen kûnege rîch erkant,

die entschumphiert sîn eines hant.

Von „riet“ V. 20 sollte gewiß abhängen „fûmfzehen kûnege ze *bestân*“ oder dgl.

Wh. 275, 29 jâ zert ich dirre spîse

mêr dann ein kleiniu zîse,

möhte ich vor iwer m schimpfe.

Wollte man „möhte ich vor iwer m schimphe“ als Vordersatz fassen und übersetzen: „ich würde wahrlich mehr als ein kleiner Zeisig (= tüchtig) essen, könnte ich es nur vor eurem Spotte scil. thun“ so würde dieser Satz doch sehr wenig mitten in die Drohungen 275, 19 ff. passen. Bei Lachmanns Interpunction ist die Stelle wohl überhaupt nicht zu erklären. Aber vielleicht kann man interpungieren:

jâ zert ich dirre spîse,

mêr dann ein kleiniu zîse

möhte ich vor iwerem schimpfe.

und übersetzen: „hätte ich nur erst von dieser Speise gegessen, so würde ich mehr als ein kleiner Zeisig vor eurem Spotte scil. sicher sein. Dazu würden dann die folgenden Verse sehr gut passen:

„nu hûet iuch vor unglimphe“.

Rennewarte was zer spîse gâch u. s. w.

Er will also nur erst essen und die Spötter dann züchtigen.

Ferner P. 227, 12 durch schimpf er (der hof) niht zetretet was

..... mit banieren selten überreiten,

alsô der anger z'Âbenberc

scil. „überreiten ist“

232, 13 nu hoert wie diu geprüevet sint.

daz si wol gaeben minnen solt

swerz dâ mit dienste het erholt.

Die Stelle ist nur verständlich, wenn man aus „geprüevet“ ein sinnverwandtes Verb. regens zu dem folgenden *daz* ergänzt.

523, 2 diu frouwe es lâchete mære

denn inder schimpfes in gezam.

Zu ergänzen „lachen“: „die Frau lachte mehr darüber, als ihm irgend passend schien, über einen Scherz zu lachen“, d. h. auch wenn die Entführung von Gawans Roß ein Scherz gewesen wäre (während es eine Schlechtigkeit war), hätte sie als gebildete Frau so nicht darüber lachen dürfen (Bartsch z. d. St.).

Bei allen Dichtern ferner finden sich im Gebrauch der Conjunction „*wan*“ Ellipsen. Gewöhnlich aber ist nur dasselbe Verbum aus dem Vordersatz zu ergänzen, so daß es ohne weiteres durch „ausser, nur“ übersetzt werden kann. Auch Lachm. z. Nib. 852, 3 berührt nur derartige Fälle (cf. W. B. III, 474 ff.), Wolfram aber läßt oft ein ganz neues Verbum zu *wan* ergänzen, das nur aus dem Zusammenhange errathen werden kann.

P. 656, 2 *wan ir*, ich hets den lîp verlorn

327, 13 ich hetz behalten wol, *wan ir*

788, 13 si heten kumbers in erlöst,

wan der troestenlîche trôst

den Trevrizent dort vorne sprach

275, 21 bî den trachen ûfem kursît

erkande sin wol, *wan ein strît*:

Wh. 453, 13 *wan dîn ellen ûz erkorn*,

mîn alter vater waere verlorn

430, 1 *wan daz harnasch wûrmîn*,

der kûnec Purrel müeste sîn ...

226, 7 er waere vor leide erstorben
des morgens, *wan sîn manlich art* cf. P. 356, 15. 812,
21. Wh. 453, 15 u. a.*).

Diese Neigung zu Kürzungen im Ausdruck veranlaßt nun auch Attraktionen und Zusammenziehungen, welche den Sinn eines Satzes sehr unklar machen. Wolfram hat nicht bloß die gewöhnliche in allen Sprachen übliche Attraction (z. B.

P. 476, 17 „der möhte mich ergetzen niht
des maers mir iwer munt vergiht cf. Iw. 522. 5339 u. a.)
obwohl es auch hier nicht an hartklingenden Constructionen fehlt: z. B.

P. 473, 9 daz der grâl ist unerkennt
wan (den) *die* dar sint benennet

749, 1 owol diu wîp dich sulen sehen cf. 198, 27 ff. 211, 29.
265, 18.

— sondern er hat eine förmliche Liebhaberei für Zusammenziehung seiner Gedanken in möglichst kurze, fragmentartige Ausdrücke. Er gibt öfter einen ganzen Gedanken durch ein Adverbium oder einen adverbialen Ausdruck, den man verständlich nur durch einen ganzen Satz wiedergeben kann; er läßt Zwischengedanken ganz aus, coordiniert Sätze, die logisch subordiniert sein müßten, bloß weil ihm die verbindenden Conjunctionen zu lang erscheinen.

In der ersten Beziehung beachte man:

P. 29, 21 mir ist *vîl dienstlîchen* leit
daz iwer kumber ist sô breit

womit er etwa sagen will: „Euer Kummer ist mir so leid, daß ich euch dienen möchte, um ihn zu wenden.“ Es liegt in diesem „dienstlîchen“ jedenfalls mehr als P. 182, 28 „ich pin iu dienstlîchen holt“ wo es einfach heißt „im Dienstverhältniss“.

P. 376, 14 daz ieslîch zingel muose hân
ze orse ûz drî barbigân,

d. h. daß jede Mauer 3 barbigân für den Ausfall hatte.

308, 2 dô truoc der junge Parzivâl
âne flûgel engels mâl
sus geblûet ûf der erden,

d. h. engels mâl, nur daß er keine Flügel hatte.

*) Ähnliches findet sich aber auch in den Nib. z. B. 227, 3 swaz sie nâch êren striten, daz was gar ein wint, *wan alleine Sîfrit* (s. W. B. III, 483). Auch aus Gottfried und Walther bringt das W. B. einige Belege. Im Iwein aber ist nichts davon zu finden (cf. Benekes W. B. zu Iw. p. 527 ff.).

815, 11 Anfortas vor siecheit zât
sînen prîs gemachet hete wît
(= ehe er siech wurde).

Tit. 136, 2 des fürsten bracke, dem er enphuor ûz der hende
nider ûf diu *strâlsnitec mâl*,

d. h. auf die durch die Pfeilschuß-Wunde verursachte Blutspur.

Dahin gehört auch vielfach der Gebrauch von *durch*:

P. 120, 13 er brach *durch blates stimme* en zwîc,
d. h. um auf Blättern zu blasen.

233, 22 *durch die lîhte* in (den stein) dünne sneit
swer in zeime tische maz
= um ihn leicht zu machen.

288, 2 Parzivâl *durch drô* niht sprach

Tit. 154, 4 *durch die schrift* ûz ze lesenne.

Die Beispiele, welche Auslassungen von Zwischengedanken zeigen,
sind sehr zahlreich. Hier seien folgende erwähnt:

P. 80, 1 doch laese ich samfter sûeze birn
swie die ritter vor im nider rirn.

tertium ist das Auflesen, dem aber das Schütteln der Birnen (= Ab-
stechen der Ritter) vorhergeht. Der vollständige Gedanke ist also:
„Bequemer wäre es doch für mich, süsse Birnen (zu schütteln und)
aufzulesen als die Ritter (abzustechnen und aufzulesen), obwohl die-
selben nur so vor ihm hinsanken.“

136, 29 ir enphâhet mêr dehein gewant,
wan als ich iuch sitzen vant

d. h. als Ihr hattet, so wie ich Euch sitzen fand.

188, 6 ff. Lîâzen schoene was ein wint
gein der meide diu hie saz,
an der got wunsches niht vergaz
(diu was des landes frouwe),

10 als von dem sûezen touwe
diu rôse ûz ir bälgelîn
blecket niuwen werden schîn,
der beidiu wîz ist unde rôt

zu ergänzen nach V. 9 „die so schön war“*).

*) Paul will zwar jetzt (s. Beitr. II, 75) hinter *vergaz* einen Punkt machen und mit Ggg lesen: *do* was des landes frouwe, als von etc. aber der eingeschobene Satz „diu was etc.“ entspricht doch Wolframs Manier so durchaus, daß ich keinen Grund sehe, von Ddd abzuweichen.

224, 10 ein dine in müete sêre
daz er von ir gescheiden was,
daz munt von wîbe nie gelas
noch sus gesagte maere,
diu schoenr und bezzer waere

hinter V. 11 ist offenbar einzuschieben:

„die so schön war, daß u. s. w.

311, 15 swer in ze rehte wolde spehen,
sô hât sich manec frouwe ersehen
in trüeberm glase dann waer sîn munt

d. h. wer ihn richtig beurtheilen wollte, der fand, daß sich manche Frau in einem Spiegel gesehen hat, der trüber war als sein Mund.

557, 25 aller kumber ist ein niht
wan dem ze lîden geschicht
disiu âventiure,

d. h. aller Kummer ist ein Nichts gegen den Kummer dessen „dem ze lîden geschicht disiu âventiure“.

Im Willehalm finde ich nur:

Wh. 90, 19 waert ir hêrr diss landes,
ir schamt iuch maneges phandes
als iwer folc dort lîdet

phant ist metaphorisch direct für *nôt* gebraucht und mit *lîden* verbunden, das doch erst eine Folge des *phant* gebens ist.

144, 12 sîne zuht begunde er stoeren,
der merken wolte sîniu wort

scil. das konnte der beobachten, der merken wollte.

Die Manier endlich, die logischen Bindeglieder wegzulassen und dadurch logisch subordinierte Sätze in ein coordiniertes Verhältniss zu bringen, sei durch folgende Stellen erläutert:

P. 84, 13 vrou Herzeloyde gap den schîn,
waern erloschen gar die kerzen sîn,
dâ waer doch licht von ir genuoc

hinter „gap den schîn“ fehlt *daz*.

188, 15 sîn manlîch zuht was im sô ganz,
sît in der werde Gurnemanz
von sîner tumpheit geschiet,
... bî der küneginne rîche
saz sîn munt gar âne wort

vor bî ist *daz* zu ergänzen.

Ähnlich 285, 6 *ninder ist sô breit der Rîn,*
saeher strîtn am andern stade,
dâ wurde wênenec nâch dem bade
getast, ez waer warm ode kalt

224, 23 *uns tuot diu âventiure bekant,*
daz er bî dem tage reit,
ein vogel hetes arbeit
solt erz allez hân erflogen

254, 9 ff. *sint diu stücke niht verrêrt,*
der se reht zeinander kêrt,
sô se der brunne machet naz,
ganz unde sterker baz
wirt im valz und ecke sîn.

Wh. 9, 27 *Terramêrs rîcheit*
was kreftic wît unde breit,
und daz ander kûnege ir krône
... von sîner hende empfiengen

35, 7 *... dâ der tages sterre ûf gêt*
sô nâh, swer dâ ze fuoze stêt,
in dunct wol daz er reichte dran.

Wh. 40, 4 *und der heiden ruof sô lût erhal,*
es möhten lewen welf genesen

ausserdem Wh. 41, 6. 64, 1. 66, 13. 70, 28. 100, 20. 133, 16. 159, 8.
 229, 1. 298, 1. 326, 11 u. s. w.

Manche andere Zusammenziehungen, welche die Eigenthümlichkeit Wolframs nach derselben Seite hin charakterisieren, wie die bisher erwähnten, lassen sich schwer classificieren, z. B.

P. 328, 30 *des tât durch wîp kan lîden pîn*
 d. h. der durch Ritterthat um Weibes willen Pein leiden kann.

Wh. 113, 30 *des marcgrâven durchvart*
enpfîenc vil manegen swertes swanc.

P. 472, 28 *sîn jugent unt sîn rîcheit*
der werlde an im fuogte leit

d. h. ihm und in ihm der Welt.

511, 20 *mîn dienst bedarf decheines zagen*
 (= kann keinen Zagen gebrauchen),

ferner Participialconstructions wie

Wh. 93, 11 *owê dîn eines kommenden vart*

159, 19 *durch dîne komende tugent*

(= weil du Tugendhafte kommst).

P. 212, 19 *sic gewonnen sic verlorn*
wart sunder dâ mit strîte erkorn

Ihre genauere Beobachtung muß einer späteren Arbeit vorbehalten bleiben.

Wir sind hier weit in Eigenthümlichkeiten Wolframs hineingerathen, welche wir nur als Schwächen seines Stiles ansehen können, welche sicher den Anforderungen nicht entsprachen, die die gebildete höfische Gesellschaft an den Stil ihrer Dichter stellen mußte. Wir konnten sie theils, wie die zuerst behandelten syntactischen Unregelmäßigkeiten mit seinem Bildungsgange entschuldigen, theils, wie die zuletzt besprochene springende oft dunkle und scheinbar zusammenhangslose Redeweise aus der ausserordentlichen Gedankenfülle und dem beweglichen Geiste des Dichters erklären, aber wir verstehen doch auch vollkommen, wie solche Urtheile über Wolfram wie das Gottfrieds entstehen konnten. — Und doch waren diese Urtheile einseitig! Ließen sie doch ein höchst charakteristisches Moment der Sprache Wolframs ungewürdigt ja unberücksichtigt, und merkwürdiger Weise gerade das, was jenen Schwächen die Wage hält, was sie in einer andern Natur vielleicht auch völlig überwunden hätte.

Wir bemerkten schon oben wie sich der Dichter ausserordentlich bemüht, den Hörer resp. Leser für die Ereignisse zu interessieren, wie er sie durch häufige Anreden, Fragen etc. in den Gang der Erzählung selbst hineinzieht, wie er selbst bei jeder Gelegenheit sein Interesse, seine Theilnahme an Leiden und Freuden seiner Helden hervortreten läßt, daß er also, kurz gesagt, auch eine nicht geringe Gabe zur Veranschaulichung besitzt.

Mit dieser Seite seines Wesens nun hängen Spracheigenthümlichkeiten zusammen, welche sich, wie wir sehen werden, alle auf ein Streben zurückführen lassen, den Gedanken in einer möglichst concreten, sinnlichen Form zum Ausdruck zu bringen. — Es ist klar, daß diese Bestrebungen durch das eben gerade in Bezug auf klare Darstellung erkannte künstlerische Unvermögen Wolframs vielfach beeinträchtigt werden mußten, — und wir werden in der That dessen Einfluss finden — aber mitunter berühren sich auch die Extreme in merkwürdiger Weise. Wir sagten z. B. oben schon, jene unconstruirten vorausgeschickten Nominative habe der Dichter eben als Hauptbegriffe seines Gedankens vorangestellt, um dann das andere bequem anzuschliessen; wir brauchen nun bloß hinzuzufügen, daß er dies vielleicht auch im Interesse der Hörer that, um diese sofort aufmerksam zu machen auf den Kernpunkt seines Gedankens, so zeigt sich hier das-

selbe Bestreben, den Hörern die Vorstellungen zu erleichtern, wie in der nun zu erörternden Versinnlichung der Vorstellungen von äusseren und inneren Vorgängen ja selbst rein abstracten und geistigen Dingen.

Die in dieser Absicht von Wolfram angewandten Mittel sind eben so mannichfaltig als originell. Ich hebe zunächst die Fülle seiner Umschreibungen hervor, die bei keinem anderen Dichter in ähnlicher Weise zu finden ist. Daran schliesse ich die besondere Art und Weise, wie er abstracte Begriffe zu versinnlichen sucht, endlich die ebenfalls aus diesem Bestreben hervorgehende eigenthümliche Verwendung des Gleichnisses und der Metapher.

Für eine ganze Reihe von Umschreibungen kann ich auf das von Kinzel beigebrachte und von Förster theilweise ergänzte reichhaltige Material verweisen; man stelle es nur unter den hier aufgestellten Gesichtspunkt.

Es scheint nämlich Wolfram, wie den meisten Dichtern, zu dürftig zu sein, eine Person einfach mit ihrem Namen einzuführen und dann im Pronomen weiter von ihr zu reden. Aber er begnügt sich, indem er die Hörer für sie interessieren will, nicht mit dem gewöhnlichen epischen Mittel der *epitheta ornantia* — die er übrigens ebenfalls in sehr ausgedehnter Weise verwendet — sondern er will gleich eine ganz bestimmte Vorstellung von ihr geben, er zeigt sie mitten in ihrem Handeln und Denken. Er umschreibt daher gewöhnlich das einfache Pron. Pers. durch „das thätige Organ“ (z. B. P. 188, 20 *bî der küneginne rîche saz sîn munt gar âne wort* s. Kinzel a. a. O. p. 23) oder „durch den Zustand, in welchem oder die Eigenschaft, durch welche der Betreffende etwas bewirkt“ (z. B. P. 288, 1 *iwer vallen rüert den snê*, 15, 25 *sîn herzengir nâch prîse greif* s. Kinzel a. a. O. p. 24) und den Namen endlich durch eine charakteristische Eigenschaft des Helden, oder indem er ihn durch Verweisung auf eine That, einen Zustand von ihm einführt (der, der das und das gesagt, gethan hatte) also meist in einem ganzen Satze (s. Kinzel p. 25. 26 und besd. Förster p. 38—42).

Man vermißt dort noch eine Gruppierung der einzelnen Arten der Umschreibung, besonders bei den so ausserordentlich mannichfaltigen Umschreibungen Parzivals. Durch Charaktereigenschaften z. B. ist er bezeichnet P. 145, 6. 148, 30. 157, 30. 181, 25. 221, 14. 165, 4 u. s. w. durch Hinweis auf den Zustand, in welchem er sich jedesmal befindet, besonders als im die drei Blutstropfen die Sinne rauben, und vorher, als er noch in *tumpheit* lebte P. 287, 6. 167, 9. 163, 21. 165, 4. 142, 13. 155, 28. u. s. w. endlich durch Hinweise auf Thaten von ihm

und Erinnerungen an andere Umstände seiner Geschichte: P. 389, 8. 559, 9. 717, 21. 280, 9. 198, 2. 218, 10. u. s. w. 199, 28. 230, 22. 249, 22. 300, 15. 688, 19 u. s. w. Auch wäre eine Bezeichnung des umschriebenen Objectes, besonders der „anderen Personen und Personen-kategorien“ und der concreten und abstracten Dinge (F. p. 42⁴) erwünscht gewesen, z. B.

P. 294, 18 der den sac von der müle treit = Esel.

P. 51, 24 die nâch der helle wârñ gevar = schwarze = Heiden.

Wh. 298, 26 die den höhsten got hânt gesmâhet = Sarazenen.

Wozu ich als besonders merkwürdig füge:

Tit. 95, 4 diu dâ wuohs ûz stelehafter rippe = Eva.

ferner der gewaltige Kampf:

P. 79, 22 si worhten mit ir henden

daz den walt begunde swenden

der Gral

P. 240, 21 si brâhten wider in zer tür

daz si mit zuht ê truogen vür.

Parcivals Schönheit:

P. 244, 4 *daz man gein liehter varwe zilt,*

daz begunde ir ougen süezen.

das Abendmahl Wh. 65, 11. 68, 4. Blut Wh. 430, 10. Speerwerk

stätte Wh. 370, 21. Stäubchen P. 198, 20.

Unlogisch ist das *vrâgen* umschrieben:

P. 330, 23 sît ich ûf Munsalvaesche liez

daz mich von wâren freuden stiez.

Denselben Zweck aber erreicht Wolfram auch durch gewisse Übertragungen, indem er eine That, eine Charaktereigenschaft der Person durch ein abstractes Substantiv bezeichnet, und dies für die Person einsetzt. Diese Fälle sind hier anzufügen:

P. 23, 7 der minnen geltes lôn = Gahmuret

565, 25 ir (der Frauen Clinschors) freuden kunft, ir saelden tac

= Gawan

10, 24 mîns herzen kraft = Gandin.

155, 11 der valscheit widersatz = Ither

520, 3 der wûrze und der sterne mâc = Malcrêatiure

815, 29 sîns (Feirefiz) herzen slôz = Repanse

314, 12 trûrens urhap, freuden twinc = Cundrie

316, 28 ir freuden letze, ir trûrens wer = Parzival cf. 371,

7. 740, 6. 715, 9. 748, 30. 508, 28. 146, 9. 143, 26.

613, 9. 600, 9. 141, 22 u. a.

Damit kommen wir zugleich zu den Umschreibungen im weiteren Sinne; wir werden nun sehen wie sie sich bei Vorgängen und Zuständen gestalten.

Die mhd. Sprache war überhaupt sinnlicher als die unserige, ihr sind also viele Umschreibungen geläufig, die wir nicht mehr verwenden, so besonders mit *tuon* und *geben* z. B. *schîn tuon* = scheinen, zeigen u. a.; aber auch schon in solchen Verbindungen hat W. merkwürdiges z. B. P. 573, 13 *aller sin tet im entwîch*. — Daß ferner ein Dichter nicht einfach sagen will „als es wieder Sommer wurde“ sondern dafür eine Umschreibung wählt wie

P. 789, 5 *nu hete diu wîl des erbiten,*

daz Mars oder Jupiter

wâren komen wider her

al zornec mit ir loufte

dar si sich von sprunge huoben,

das sehen wir als natürlichen Schmuck poetischer Ausdrucksweise an. Auffallend und eigenthümlich erscheint es uns aber wenn z. B. „einen durchstechen“ ausgedrückt wird durch *„ein lanzen durch in pfat lêren“* (P. 413, 15) oder „das Roß mußte über Ronen schreiten“ durch *„mit gewalt den zoum daz ros truoc über ronen unt durchez mos“*. (P. 224, 19). Wir bemerken dabei die Neigung Wolframs, den gewöhnlichen geläufigen Ausdruck als zu bedeutungslos zu vermeiden und dafür einen lebensvolleren einschneidenderen zu setzen, eine Neigung die, wie wir später sehen werden, geradezu sonderbare Eigenheiten veranlasste. Bei der Beobachtung derartiger Umschreibungen wird man im Allgemeinen finden, daß durch sie die Vorstellungen auf dreierlei Weise veranschaulicht werden; es wird entweder ein charakteristisches Merkmal eines Vorganges oder Zustandes angeführt — also durch Metonymie — oder an Stelle des Zustandes tritt Handlung, sei es die, welche denselben hervorrief, oder eine solche, welche er selbst veranlaßt, oder endlich eine fingierte — drittens endlich versinnlicht Wolfram eine Vorstellung durch metaphorischen Ausdruck, indem sie durch diesen nach einer bestimmten Richtung hin gelenkt wird. Es treten also überall specielle Momente an Stelle des Allgemeinen.

Zu der ersten Art gehören folgende Beispiele:

P. 201, 3 *den burgaern in die kolen trouf*

d. h. sie hatten wieder etwas zu essen.

ähnlich 184, 24 *ein Trühendingaer pfanne*

mit kraphen selten dâ erschrei

vom essen ferner

Wh. 275, 1 *er verschoup alsô der wangen want*
mit spîse, dier vor im dâ vant.

vom stürmischen Angriff heißt es:

P. 211, 26 *ir ieweder des geruochte,*
daz erz fîwer im helme suochte

Tit. 41, 2 *îser zetrennen*

dazu Wh. 393, 8 *wie si den orsen ströuten*
mit manegem gezimiertem man = töten

52, 6 *in wâren diu strîtes muoder*

mit swerten alze wît gesniten (= sie waren tot)

Vater und Mutter heißen

P. 300, 16 *ungezaltiu sippe*, weil die Stammeltern, von denen man rechnete, als Glieder nicht mitgezählt wurden; s. W. B.

Der Begriff des Verrathes soll ausgedrückt werden:

P. 321, 11 *ein kus, den Judas teilte,*
im solhen willen veilte.

schlagen ist 401, 15 *daz vel brechen.*

Statt zu sagen, die aufwartenden bei Antikonie waren Mädchen, heißt es, um dies anzudeuten:

P. 423, 29 *ir decheim diu hosennestel brach.*

Die ganze Erde 426, 3 *swaz erden hât umbslagenz mer.*

Der unermessliche Hort:

Wh. 34, 19 *diu zal sînes hordes*
was endes mit der schrifte vrî.

Statt „wie sehr sie froren“ heißt es:

P. 449, 27 *swie tiur von frost dâ was der sweiz.*

Um auszudrücken „ihre Mahlzeit war so frugal, daß sie nicht einmal Fische hatten“, sagt Wolfram:

P. 487, 1 *swaz dâ was spîse für getragen,*
beliben si dâ nâch ungetwagen,
daz enschadet in an den ougen niht,
als man den fischegen handen giht.

Man glaubte also, daß „fischege“ Hände den Augen schaden.

„Nicht enthauptet, sondern erdrosselt werden“ ist P. 527, 22 *sterben âne blutige hant.*

Der Kaufmann ist 531, 15 *eins krâmes pflege*; „das Haupt hatte eine Beule“ ist

P. 579, 18 *dâ engein daz houbet was erzogen.*

Diese Beispiele mögen genügen, sie lassen sich natürlich reichlich mehren.

An Stelle des Zustandes tritt Handlung in folgenden Fällen:

P. 207, 17 swaz er dâ ritter nider sluoc,

die funden arbeit genuoc:

die kunde man si lêren

zer halsperge gêren:

die burgaer tâten râche schîn,

si erstâchen si zen slitzen in.

Der Dichter will sagen: die Ritter fanden Noth genug durch die Angriffe der Feinde. Dies wird sogleich specialisiert durch den Hinweis auf das Verfahren der Einzelnen „die kunde man si lêren etc. In P. 223, 11 ff. soll gesagt werden, der grânât jâchant des grâles, den die vier Jungfrauen trugen, sei eine dünne Platte gewesen, welche dem Anfortas zum Tische diene. Dies drückt er aber aus, indem er den Künstler, welcher die Platte verfertigte, handelnd einführt:

P. 233, 22 durch die lîhte in dünne sneit

swer in zeime tische maz;

dâ obe der wirt durch rîcheit âz.

Ferner 335, 29 gein sorgen *wielzen* sîniu dinc
= seine Lage wurde sorgenvoll.

423, 15 als der tac *liez sînen strît* = als es Abend wurde.

413, 15 wand der stolze Ehkunat

ein lanzen *durch in lêrte pfat*

Wh. 183, 6 ... und sîne *zuht genâhet*

hin zer missewende

251, 18 wir waern *ûz werdekeit vertribn*

413, 20 des rîchen Terramêres hant imz *leben ûzem verhe sneit*

Wh. 361, 16 dô der *tôt sînen sâmen*

under si gesaete

Besonders schön ist das Weinen im Willehalm umschrieben:

Wh. 120, 26 diz bekande herzeleit

und disiu jâmerlîchen dinc

zuctens herzen ursprinc

Arnolde *ûf durch d'ougen sîn*

259, 15 ir neheines herze des vergaz,

ez engaebe den ougen stiure mit wazzern

311, 4 *ir herz durch d'ougen ructe*

vil wazzers an diu wangen

cf. Tit. 82, 2 der vil wazzers *ûz ougen gerêrte*

Aus Tit. s. noch 154, 2 (Schionatulander) vienc der fröude *den mangel*

P. 823, 18 diu valscheit *ûz ir herze stiez* = die nicht falsch war.

Nicht geringen Einfluß auf Veranschaulichung und Versinnlichung eines Vorganges oder Zustandes haben endlich die metaphorischen Umschreibungen, mit Hilfe welcher Wolfram zugleich die reichste Abwechslung im Ausdruck möglich macht. Auch hier einige Beispiele:

P. 248, 8 der zins von freuden gît

d. h. der viel Freuden verloren hat, — aber ganz freudenlos war er noch nicht.

Wh. 76, 8 gein eime swaeren zinse

die helde bêde lâgen

Wh. 97, 2 si woltens leben verzinsen

P. 344, 24 *unerloeset phandes stuont* sîn ellenthaftez leben

= er mußte sterben.

Wh. 430, 26 swelher im dâ niht entran,

des leben muoste *sîn ein phant*.

P. 230, 18 *ez was worden wette*

zwischen im und der fröude

330, 20 dâ von *mîn grüeniu* freude *ist val*

Wh. 122, 25 (si erbarmet) *mîniu* durren herzesêr,

mir *begruonet* vreude nimmer mêr

P. 566, 28 stiure begrîfen mit den fuozen = stehen

Wh. 280, 8 daz des marcgrâven trûric muot

wart mit freuden undersniten

(= er konnte sich auch manchmal freuen)

162, 26 mitten in sîm herzen lac

gruntveste der sorgen fundamint

391, 26 *manec* leben wart dâ *übersigelet*

mit des tôdes hantveste

38, 25 ouch frumte der getouften wîc

daz gein der helle manec stîc

wart en strâze wîs gebant.

diu heidenschaft wart des ermant,

dâ von diu helle wart gefreut

cf. Wh. 365, 20. 450, 27. 416, 14. 405, 24 u. s. w.

Tit. 20, 3 Schoysiânen tôt half im *ûz borgen*

die flust an rehten fröuden.

Andere Umschreibungen, welche sich im Einzelnen nicht mehr classificieren lassen, sind noch außerordentlich zahlreich. Sie alle aufzusuchen würde eine überflüssige Mühe sein; es genügt, hervorzu-

heben, daß man bei allen — wofern sie nicht reine Pleonasmen sind, wie „âne wankes anehaft“ P. 223, 4 „gein nîgen si ir houbet wegten“ 223, 27 — eine versinnlichende Wirkung finden wird (z. B. P. 35, 27 sîn herze gap von stôzen schal Wh. 177, 12 durch daz was herzenhalp sîn brust wol hende breit gesunken = er war traurig geworden).

Dagegen führt uns die Verwendung der Metapher in den zuletzt erwähnten Stellen unmittelbar zu einer besonders zu behandelnden Art von Versinnlichung, zu der abstracter Begriffe. Wolfram verwendet dazu nämlich in eigenthümlicher Weise die Übertragung von Substantivis, Adjectivis und Verbis concretis, ausserdem aber auch die Personification.

Ein ausreichendes und sehr mannichfaltiges Material ist für jene Fälle, obwohl unter anderem Gesichtspunkte von Kinzel a. a. O. p. 14 bis 22, für diese von Förster a. a. O. p. 43—45 gesammelt worden. Ich mache deshalb in diesem Zusammenhange nur noch auf einige Gesichtspunkte aufmerksam:

Wenn Wolfram gleich 1, 1 sagt:

ist zwîvel herzen nâchgebûr,
daz muoz der sêle werden sûr

so macht sich der Leser sofort das anschauliche Bild, wie der Zweifel als ein unleidlicher Nachbar dem Herzen jede frohe Stunde verkümmert. Es liegt darin sowohl das ununterbrochene als auch das gewissermaßen schadenfrohe Anstiften von Unfriede. Ähnlich

P. 332, 17 ir scheiden gab in trûren
ze strengen nâchgebûren
ferner P. 350, 30 der zwîvel was sîns herzen *hovel*

Die Sorge ist die überall hemmende, die Thatkraft bindende. Daher:

Wh. 275, 10 si wârn mit sorgen *banden*
verstricket
456, 20 ich waer immer unrelôst
vor *jâmers gebende*
vgl. Virg. 152, 12 der wîse entslôz im *sorgen bant*.

Der Mangel einer sittlichen Eigenschaft stellt sich unter dem Bilde des Gastes dar.

Wh. 62, 10 hôher prîs wart nie *dîn gast*.
165, 6 mir sol nâch dînem tôde *gast*
immer sîn der hôhe muot
cf. Virg. 174, 1 sîn hant diu wart *des swertes gast*.

Manchmal veranlaßt ein (ursprünglich sinnliches) Ephiteton eines abstracten Begriffes, das im gewöhnlichen Verkehr seiner sinnlichen Bedeutung schon ganz entkleidet ist oder mit dem Abstractum zu einem Begriffe verschmolzen ist (*hôher muot*), eine metaphorische Ausführung; d. h. eigentlich wird die ursprüngliche sinnliche Bedeutung nur festgehalten z. B.

P. 195, 10 *sîn hôher muot kom in ein tal*

cf. Wh. 51, 2 *freude und hôher muot*

ir beide sîget mir ze tal

82, 19 *des wart sîn freude erhoehet*

diu ê was gar gefloehet

ûz sîme herzen hin ze tal

ähnlich 167, 4 *mîn hoehe ist niderbrüstec*

172, 7 *mîns hôhen muotes siecheit.*

Der Analogie wegen, obwohl erst weiter unten am Platze, sei auch angeführt:

Wh. 119, 12 *sô swaere sorge ich füere*

daz si mîn ors her getruoc

dô hetez ungemach genuoc.

Besonders häufig werden Ausdrücke, ganze Situationen vom ritterlichen Kampfe auf abstracta übertragen: „schildes ambet“ ist ja Wolframs Art (P. 115, 12).

P. 103, 18 *dô brast ir freuden klinge*

mitten ime hefte enzwei

76, 14 *dîner minnen lanze*

424, 28 *mîn bester schilt was für den tôt*

daz ich dar um bôt mîne hant

508, 30 *si waere ... ein spansenwe des herzen*

326, 4 *reht werdekeit was sîn gewete*

Wh. 105, 1 *er gab des fianze,*

daz diu jâmers lanze

sîn herze immer twunge

P. 339, 5 *sîn herze was ze velde ein burc*

cf. P. 178, 4. 571, 4. 680, 7 ff. 142, 22. 90, 11 u. s. w.

Andererseits werden auch wieder Waffen und Kampf durch metaphorische Umschreibung lebendiger gemacht: Die Schwerter werden P. 364, 8 „des strîtes ruoder“ genannt cf. 694, 13 „jâmers ruoder.

Der Zusammenhang zwischen *riwe* und Thränen führt zu folgenden schönen Bildern:

P. 114, 4 *ir schimph ertranc in riwen furt*

113, 27 *sich begôz des landes frouwe*
mit ir herzen jâmers touwe
 cf. 319, 6 *herzen jâmer ougen saf*
 191, 29 *liehter ougen herzen regen*

Wh. 177, 14 . . . *sîn freude in riwe ertrunken.*
 Der jâmer wird als Krankheit betrachtet;

Wh. 60, 22 *mîn herze muoz des jâmers suht*
ân freude erzenîe tragen

Im übrigen vgl. Kinzel a. a. O. p. 15.

In folgender Stelle verwirren sich die Bilder:

P. 84, 16 *wan daz grôz jâmer undersluoc*
die hoehe an sîner freude breit.

Dasselbe ist scheinbar der Fall in P. 533, 1 ff. Die Stelle zeigt aber, welche Fülle von Bildern sich Wolfram überall unwillkürlich aufdrängten. Es sind 4 Zeilen und in jeder Zeile ein anderes Bild:

lât naher gên, her minnen druc
ir tuot der freude alsolhen zuc,
daz sich dürkelt freuden stat
unt bant sich der riwen pfat.

daran anknüpfend, aber wieder modificiert, heißt es weiter:

sus breitet sich der riwen slâ:
gienge ir reise anderswâ
dann in des herzen hôhen muot,
daz diuhte mich gein freuden guot,

und wieder in einem neuen Bilde:

V. 9 *ist minne ir unfuoge balt,*
dar zuo dunkt si mich zalt,
ode giht sis ûf ir kintheit,
swem si füeget herzeleit?
unfuoge gan ich paz ir jugent
dan daz si ir alter braeche tugent.

Daß eine solche Häufung eine besondere Schönheit sei, wird man nicht behaupten können. Wir glauben vielmehr darin wieder den Mangel an Beherrschung der Gedanken zu erkennen.

Über die Adjectiva ist zu dem von Kinzel p. 16—18 ausgeführten nichts weiter zu erinnern; nur muß hervorgehoben werden, daß sich für diese Adjectiva aus dem Willehalm nicht bloß „einige Belege und manche Eigenthümlichkeiten“ beibringen lassen, wie Kinzel p. 35 meint, sondern daß überhaupt keine Veränderung im Gebrauch

zu spüren ist. Zu vgl. *kranc* Wh. 79, 8. 155, 26. 179, 30. 194, 22 u. s. w. Tit. 67, 2. 115, 3.

mat Wh. 255, 26. 343, 8 u. s. w.

lam „ 112, 20. 455, 18 u. s. w.

blint „ 355, 3. *blôz* 456, 6.

Bemerkenswerth ist Wh. 102, 26: „vor schanden gar diu *nacte* und der hôhen freude ein *weise*“. — Von anderen Adjectiven:

Wh. 171, 2 mirst freude *wilde* und sorge *zam*

20, 17 si wârn ir lebens *milte*

23, 4 dehein *ort an sîner tugent*

was ninder *mosec* noch *mure*.

Die Übertragung von Verbis concretis auf abstracta endlich wird ebenfalls hinlänglich durch die von Kinzel p. 18—22 gegebenen Beispiele erläutert. Die meisten sind, wie auch bei den Adjectiven zu bemerken war, vom ritterlichen Kampfe und von den menschlichen Leiden entlehnt, und beide Arten haben zugleich den Zweck der Negation (s. u. p. 70). Aber auch die verschiedensten anderen Gebiete sind vertreten; indessen fehlt gerade eines der merkwürdigsten Beispiele, das ich hier nachtrage:

Wh. 174, 22 die wîl diu sorge ir *angel*

in mîn herze hât geschoben.

Wurde nun durch solche Übertragungen abstracten Begriffen gleichsam Leben beigelegt, sie gewissermassen als denkend und empfindend gedacht, so ist es bis zur völligen Personification derselben nur noch ein kleiner Schritt — und daß Wolfram auch diesen gethan hat, kann uns nach allem, was wir von seiner originellen Auffassungsweise kennen gelernt haben, nicht wundern. Dabei sehen wir natürlich von den auch sonst geläufig personificierten Abstracten (gewonheit, ellen cf. Kinzel p. 26) ab, denn Wolfram gebraucht eigentlich alle abstracta so, je nachdem es ihm paßt. Die sorgfältige Aufzählung bei Förster p. 43—45 zeigt, daß ihm die Verbindung aller möglichen abstracta als Subjecte mit *râten*, *lêren*, *gebieten*, *manen*, *heizen* am geläufigsten ist, ja dieser Gebrauch ist ihm so gewöhnlich, daß er formelhaft und die beabsichtigte Sinnlichkeit der Vorstellung dadurch verflüchtigt erscheint. Um so mehr sind die anderen sehr mannichfaltigen Verbindungen hervorzuheben, wie sie schon Kinzel p. 28 unter der Rubrik „allein nach Wolframs Manier“ verzeichnet hat, die aber durch folgende noch vervollständigt werden können:

P. 442, 28 ungeverte im *undervienc*

eine slâ dier het erkorn.

- 465, 8 dem erbarme gît geselleschaft
 483, 10 der wûrze ist sô ze muote,
 si hât al des luftes art.
 557, 10 iwer leben wil in den tôt
 16 op mîn gemach ân arbeit
 von disen frouwen hinnen rite?
~~646, 2 sît hât sorge unde leit~~
~~mit krache ûf mich geleit ir vlîz.~~
 789, 4 nu hete diu wîle des erbiten
 792, 1 etslîcher (stein) lêrte hôhen muot
 Wh. 280, 10 diu sorge im was sô verre entriten,
 si möhte erreichen nicht ein sper
 317, 24 daz mir diu werdekeit ir haz
 niht anders mac erzeugen
 330, 2 grôz werdekeit hât in gesant
 in ir herze sölhe gir

cf. P. 184, 16. 105, 16. 460, 30. 327, 12. 53, 6. 191, 28. 412, 18 u. s. w.

Bemerkenswerth ist endlich die Personification von „burc“. Sie wehrt sich gegen *sturm und ungefüegen haz* P. 399, 23. 508, 7 cf. 564, 30. 226, 14. 20.

Wh. 403, 22 sölhes bibens Alischanz nu *pflac*.

Der Hofsprache, auch der poetischen, war derartiges sicher fremd, den sie neigte offenbar schon zur Abstraction, war diesem Stadium natürlicher und naivsinnlicher Anschauungsweise entwachsen.

Anhangsweise zu diesem Abschnitte sei noch bemerkt, wie wenig abstracte Begriffe in Wolframs ganzer Denkweise Platz hatten. Wo jene Versinnlichungen nicht eintreten, läßt es sich doch meist beobachten, daß er bei abstracten immer den zu Grunde liegenden Verbalbegriff im Auge hat z. B. Wh. 181, 2 iwer mäge, die durch *wer mîn lant* ame tôle sint erfunden (Nominalrektion) feiner

P. 779, 16 den künec unt die künegîn
 bat si *helfe* und *an ir rede sîn*
 wo das Substantiv „helfe“ und ein substantivierter Infinitiv als ganz gleichartige Worte neben einander gestellt sind, ein Fall, der nach Gr. IV, 260 cf. Lachm. z. N. 1, 3 sehr selten ist. Überhaupt scheint Wolfram die substantivierten Infinitive viel häufiger anzuwenden als irgend ein anderer Dichter; er ersetzte durch sie geradezu viele abstracta, weil ihm die sinnliche Verbalnatur viel mehr zusagte.

Schon im bisherigen konnte es nicht vermieden werden, die von Wolfram so ganz besonders geliebte bildliche Redeweise zu berühren.

Sie spielt in alle Einzelheiten seiner Sprache hinein und gibt eigentlich äusserlich der Wolframschen Sprache den am deutlichsten erkennbaren Charakter. Wir sahen nun oben in einigen Einzelheiten, wie sein angebournes Streben nach möglicher Sinnlichkeit in der Darstellung ihn ganz von selbst zur metaphorischen Redeweise führte. Er hätte es aber zu solcher Originalität auf diesem Gebiete nicht bringen können, wenn ihm nicht auch ein Reichthum von Anschauungen, ein Gefühl für die unendliche Fülle der Natur angeboren gewesen wäre, das fast an orientalische Phantasie erinnert. Wir müssen daher, was wir oben von der Versinnlichung durch Bilder nur in Bezug auf abstracte Begriffe anführten, hier als allgemeines charakteristisches Moment für Wolframs Sprache hervorheben. Wolfram ist in Bildern und Gleichnissen geradezu unerschöpflich.

Es gehört nun natürlich nicht in diese Arbeit, alle Bilder und Gleichnisse, die er anwendet, auszuziehen, zu classificieren etc. Für seinen Sprachgebrauch ist es bloß wichtig zu beobachten, wie er die Bilder anwendet, wie er sie einführt, ausführt, endlich, wo er sich auffallend durch die Wahl seiner Bilder auszeichnet.

Den ersteren Gesichtspunkt betreffend müssen wir zunächst an die schon oben berührten metaphorischen Ausdruckweisen erinnern. Sie zeigen uns, wie lebendig sich alles Wolframs Geiste darstellte, wie unwillkürlich er sich Vorstellungen in sinnliche Bilder umsetzte; daher die unmittelbare Übertragung ohne ein vermittelndes „gleichsam, als, wie“. Dies ist nun noch nicht gerade ungewöhnlich; merkwürdiger aber wird es schon bei weiter ausgeführten Übertragungen z. B. in den bekannten Stellen vom Würfelspiel, welches auf den Kampf übertragen wird:

P. 82, 13 dâ was gewonnen und verlorn:

genuoge heten schaden erkorn,

die andern prîs und êre.

nu ist zît daz man si kêre

von ein ander, nieman hie gesiht:

sine wert der phander liehtes niht:

wer solt ouch vinsteringen spiln?

es mac die müeden doch beviln.

cf. 591, 1 ff. auf anderes übertragen 115, 19 ff. 179, 10 ff. 248, 10 ff. 112, 9. 289, 24 u. a.

Wh. 402, 12 ze bêder sît si sazten phant

diu nimmer mugen werden quît

vor der urteillichen zît.

P. 292, 9 (Frau Minne) ir habt mir mangel vor gezilt
und mîner ougen ecke alsô verspilt,
daz ich iu niht getrûwen mac.

Bei dieser letzten Stelle kann man unklar sein, was sich der Dichter vorstellt; Kinzel p. 22, versteht lieber „ougen ecke“ = als Tropus vom Schwert. Aber am einfachsten liegt doch die Erklärung so: die Minne spielt mit den Augen als Würfel; sie wirft ihre (der Augen) Blicke (ecke vielleicht = acies) umher wie der Spielende die Würfel (ecke = Würfel als pars pro toto). Sie hat nun damit so gespielt „daz er ir niht mîr getrûwen mac“ — verspîln c. acc. also = unglücklich spielen mit. Dieser Gebrauch von verspîln wird sich freilich sonst nicht belegen lassen, aber bei Wolfram wäre er doch nicht so unmöglich. Hat er doch z. B. nicht minder auffallend *sparn* c. acc. der pers. u. gen. der Sache, (s. auch unten p. 77 bei verpfenden): P. 181, 8 *die* man *schockes* niht wil *sparn*.

Ferner Wh. 373, 13 *hurtâ* wie die getouften
borgeten und verkouften
mangen wehsel âne tumbrel,
etslîcher was sô snel,
daz si nider sancte unz an den tôt.

Ganz auffallend aber da, wo der Satz ursprünglich allem Anschein nach auf einen wirklichen mit den Verbindungsworten „als ein, wie“ etc. einzuleitenden Vergleich angelegt war. Dies zeigt sich besonders bei Vergleichung von Personen mit Naturgegenständen. Der zur Vergleichung herangezogene Gegenstand verbindet sich schon im ersten Moment der Vorstellung so innig mit dem zu vergleichenden, daß er das Wort unmittelbar mit der Person verbindet. Kinzel führt p. 29—31 viele der Art auf:

P. 56, 3 sô wirt ab er an strîte ein *schûr*
cf. 514, 20 das bezeichnende „*sunnenblicker schûr*“
hagel P. 72, 22. 2, 19. 297, 11. Wh. 54, 24. 332, 4.
cf. Virg. 96, 1 sîn swert wart *der heiden hagel*
76, 6 *der manheit gar ein kerren*
12, 8 *der êre ein kerne.*

Besonders bezeichnend:

P. 39, 22 *er bluome* an mannes schœne
252, 16 wîplîcher kiusche *ein bluome*
ist si, geliutert âne tou.
Tit. 103, 3 si *liuhtec bluome* ûf heide

33, 3 *si reiniu fruht*
 P. 4, 15 *er stahel*, swa er ze strîte kam
 128, 27 *sus fuor* die lônnes bernden vart
ein wurzel der güete
 und *ein stam* der diemüete

im Übrigen s. Kinzel.

Aber auch ganz ausgeführte Gleichnisse finden sich in dieser Weise: z. B.

P. 286, 28 (an Segramors und seinem Rosse)
manec guldîn schelle dran erklanc
ûf der decke und an dem man.
man möht in wol geworfen hân
zem fasân inz dornach.
swems ze suochen waere gâch,
der funde in bî den schellen.

Wolfram betrachtet den Segramors unmittelbar unter dem Bilde des beschellten Falken, ohne den Falken auch nur zu nennen. Zu vgl.

Wh. 273, 12 *der selbe mûzaere* (= Heimrich)
erflüge den kranech wol, wûrf i'n dar
ern ist niht zagelîch gevar

Oder P. 49, 1 ff. *zwên künge mit grôzer kraft*
die vluot von der rîterschaft
si brâhten unde manegen kiel.

Bild ist: die Ritterschaft ist wie die Meeresflut; die sie durchschneidenden Kiele die Fürsten. Zu vgl.

Wh. 453, 18 *du waere mînes kîeles ruoder*
 und der rehte segelwint,
dâ von al Heimrîches kint
hânt gankert roemisch erde

ferner P. 217, 11 *diu messenîe vor im az* ...
 und *manec juncfrouwe stolz*
daz niht wan tjoste was ir bolz:
ir friwent si gein dem vînde schôz

Wh. 281, 11 *sît daz man ie trûrens jach*
zeinem esterîche und *zeime dach*
nebn, hinden, für, zen wenden
 so noch viele Fälle.

Wir sehen zugleich, daß alle diese unmittelbaren Übertragungen im Wh., wenn auch nicht so mannichfaltig, so doch gewiß nicht auffallend seltener sind als im Parz. wie Kinzel meint (p. 36 ad III).

Von jenen (hagel, schûr etc.) führt er allerdings nur neun Stellen an, aber es sind noch viele hinzufügen z. B. 167, 12. 48, 24. 54, 24. 15, 15. 332, 4. 13, 22. 279, 30. Bei den übrigen ist überhaupt kein Unterschied vorhanden.

Wie trefflich diese Fülle der Anschauung aber auch auf den Hörer wirkt, oft scheinen sich dem Dichter so viele Gesichtspunkte und entsprechende Bilder mit einem Male aufzudrängen, daß sich die Vorstellungen verwirren. Er führt dann entweder das Gleichniss anders aus als es die Consequenz des Gedankens erwarten läßt, oder er springt von einem Bilde zum anderen über, geräth dadurch in Anacoluthien und bringt so eine Ausführung zu Stande, wie sie Gottfried ungefähr im Auge gehabt hat, als er sagte:

„wir mügen ir dâ nâch niht verstân
als man si hoeret unde siht (Tr. 4684).

Für beide Eigenthümlichkeiten in der Ausführung einen Fall:

P. 510, 1 ff. Orgeluse sagt zu Gawan:

„wie habt ir minne an mich erholt?
maneger sîniu ougen bolt,
er möhts ûf einer slingen
ze senfterm wurfe bringen,
5 ob er sehen niht vermîdet
daz im sîn herze snîdet.

V. 1—4 an sich sind verständlich; tertium würde die Heftigkeit des Wurfes sein. V. 5 und 6 aber zeigen, daß der Dichter die Folge des Wurfes im Auge hatte und dadurch wird alles schief, denn durch den Schleuderwurf wird allein der getroffene Gegenstand beschädigt, beim Augen werfen aber ist es der getroffene Gegenstand, welcher dem Werfenden „daz herze snîdet“.

Charakteristisch nach dieser Seite hin ist auch

P. 593, 14 ist diu nieswurz in der nasn.

draete unde strenge,
durch sîn herze enge
kom alsus die künegîn
durch sîniu ougen oben in.

Tertium sollte jedesfalls die „enge“ sein: wie die Nieswurz durch die enge Öffnung in die Nase kommt, so die Herzogin durch die kleine Öffnung der Augen (durch den Kopf) in sein Herz. Dazu kam gewiß noch die Vergleichung der „strenge“ der Nieswurz mit dem „pîn“ den ihm Orgeluse verursachte; bei der Nieswurz wird die „strenge“ hervorgehoben, bei der Herzogin die „enge“ und dem Leser

wird es überlassen, sich beides zusammen zu reimen. Dergleichen Beispiele sind nicht selten. Den zweiten Fall erläutert am besten P. 241, 9 ff. Wolfram rechtfertigt die Ökonomie seiner Dichtung durch folgendes Gleichniss:

diu senewe ist ein bîspel.

10 nu dunket iuch der boge snel:

doch ist sneller daz diu senewe jaget.

ob ich iu rehte hân gesaget,

diu senewe glîchet maeren sleht:

diu dunkent ouch die liute reht.

15 swer iu saget von der krümbe,

der wil iuch leiten ümbe,

swer den bogen gespannen siht,

der senewen er der slehte giht,

man welle si zer biuge erdenen

20 sô si den schuz muoz menen.

swer aber dem sîn maere schiuzet

des in durch nôt verdriuzet:

wan daz hât dâ ninder stat

und vil gerûmeclîchen pfat,

25 zeinem ôren in, zem andern für.

mîn arbeit ich gar verlür

op den mîn maere drunge:

ich sagte ode sunge,

daz ez noch paz vernaeme ein boc

odr ein ulmiger stoc.

Der einfache Sinn der Ausführung ist ungefähr der*): Wolfram handelt nach einem festen Plane, die Hörer sollen ihm vertrauen, sollen nicht unaufmerksam werden, denn mit solchen will er nichts gemein haben. Aber wie schwierig ist die Darstellung dieses Gedankens! Er wollte den Hauptsatz (V. 13 diu senewe glîchet maeren sleht) im einzelnen ausführen. Dazu stellt er zunächst der *slihte* die *krümbe* gegenüber V. 15. Dann aber kommt er natürlich darauf, daß man allerdings die *senewe*, wenn sie schießen soll, „zer biuge erdenen“ muß V. 19; dadurch bietet sich ein neuer Vergleichungspunkt (maere schiezen), und so häufen sich die Vorstellungen derart, daß er von einer zur anderen überspringt, ohne klar zu sagen, was er will. Er bewegt sich durch den ganzen Passus in lauter Anacoluthien. Nähere

*) S. Lucae: de Parzivalis poematis Wolframi aliquot locis.

Ausführung würde zu weit führen (cf. Lucae), ich mache daher nur auf die Hauptpunkte aufmerksam: V. 10 und 11 „nu dunket iuch der boge snel, doch ist sneller daz diu senewe jaget“ scheint Bogen und Pfeil gegenüberzustellen; aber er will die Bedeutung der *senewe* für den Bogen hervorheben; sie ist, will er sagen, der Haupt- und eigentlich wirksame Theil des Bogens im Gegensatz zu der Krümmung (krümbe). Den Unterschied beider sieht er in der Wirkung auf das Geschloß; seine Vorstellung bleibt nun bei diesem haften und statt zu sagen V. 11 „doch gibt die Sehne erst dem Pfeil die snelle“ sagt er „doch ist sneller daz diu senewe jaget“, läßt also einen Schluß von der Wirkung auf die Ursache machen.

V. 21. 22 swer aber dem sîn maere schiuzet
des in durch nôt verdriuzet

stehen zu V. 26 ff. im Verhältniss von Vorder- und Nachsatz (mîn arbeit ich gar verlür). Dazwischen ist eingeschoben als eine Art erläuternde Parenthese V. 23—25 „wan daz hât dâ ninder stat und vil gerûmeclîchen pfat, zeinem ôren in, zem andern für“. Die höchst nachlässige Beziehung der Pronomina aber (sie wird durch jeden neuen Begriff zerstört) macht das Verständniss so sehr schwierig: auf *swer* V. 21 folgt nicht *der* sondern V. 26 *ich*; auf *dem* V. 21 folgt nicht V. 22 *den verdriuzet*, sondern das Relativum wird zum letzten Substantiv *maere* gezogen (*des*) und dann das erwartete Demonstrativ durch *in* ersetzt. Endlich wird dieses *dem* V. 21, nachdem es fast vergessen ist, wieder durch *den* V. 27 aufgenommen.

Wir kommen hier also wieder auf dieselben Schwächen der Darstellung die wir oben bemerkten.

Auf weitere Betrachtungen über Wolframs Gleichnisse müssen wir hier verzichten; das Angeführte aber wird seine Eigenthümlichkeit in dieser Beziehung wenigstens in allgemeinen Umrissen gekennzeichnet haben. Nur über die Gleichnisse im Willehalm ist ein Wort hinzuzufügen. Die Fülle der Anschauung zeigt Wolfram auch im Willehalm, wenn sie dort auch nicht reicher ist, wie Förster meint a. a. O. p. 69. Dagegen ist ein entschiedener Fortschritt in der Ausführung zu bemerken. Ein solches Überspringen von einem Bilde zum anderen, so unklare Beziehungen wie im Parzival finden wir dort nicht mehr. Das auffallendste von unvermittelter Häufung ist etwa:

Wh. 174, 22 die wîl diu sorge ir *angel*
in mîn herze hât geschoben,
mit *swerten* wart von mir gekloben
freude und hôchgemüete.

Will man sich dagegen von der grösseren Durchsichtigkeit und Klarheit der Ausführungen überzeugen, so vergleiche man z. B. die schönen Gleichnisse Wh. 188, 20—189, 24. 270, 19—24, welche zur Verherrlichung Rennewarts dienen. Überhaupt sei hier bemerkt, daß die ganze Darstellung im Willehalm flüssiger, leichter, aber auch — langweiliger erscheint. Der Gehalt der neun Bücher ist doch im Ganzen gering — mit Parzival verglichen schwach — daher zwar eine reiche Ausstattung mit schön ausgeführten Gleichnissen, aber keine rechte Frische und Abwechslung, kein fesselnder Gedanke. Die Gleichnisse bewegen sich meist um denselben Punkt: Pracht und Stärke des Heeres oder eines Einzelnen — und das muß schließlich ermüden.

Viele der Vergleichen klingen uns gesucht, geschraubt — auch im Wh. — und in der That, wenn wir auch mit Lachm. („über den Eingang des Parzival“) annehmen müssen, daß dem Mittelalter vieles geläufig war, was uns auffällt, so liegt doch vielfach eine Abnormität in den Gleichnissen, die als solche überall und zu allen Zeiten erscheinen muß. Mag also auch der „schellic hasse“ P. 1, 19 sprichwörtlich gewesen sein (Lachm.), jener seltsame Vergleich der Orgeluse mit der Nieswurz war gewiß etwas absonderliches. Man vergleiche ferner:

P. 143, 28 anders iwer frou Enite

werdent durch die mül gezücket
und ir lop gebrücket

oder Wh. 48, 24 sîn verch was wurzel sîner tugent:

waer daz geswebt hôch sam sîn prîs,
sone möhte er deheinen wîs
mit swerten niht erlanget sîn

oder Wh. 88, 2 ff. von der *süeze* des Terramêr,

sodann den ganzen Eingang (die *varwe* der *agelster* — Lachmann sieht das Gleichniss als Anspielung auf Feirefiz an) und

P. 2, 10 sîn triwe hât sô kurzen zagel,

daz si den dritten biz niht galt,
fuor si mit bremen in den walt

wozu man bis jetzt vergeblich nach einer Erklärung gesucht hat.

In der Wahl solcher fernliegenden Bilder zeigt sich bei Wolfram dasselbe, was wir schon mehrfach im Laufe der bisherigen Erörterungen wahrgenommen haben, eine Vorliebe für das Ungewöhnliche als solches. Er sucht ganz augenscheinlich geradezu die unregelmässige Construction, das seltsame Bild und wird eben dadurch oft nur schwer, oft auch gar nicht verständlich. Eben diese Vorliebe für

Eigenartiges beherrscht aber bei ihm auch den einzelnen Ausdruck, den zu erörtern bisher noch nicht Gelegenheit war. Es muß daher im Anschluß hieran noch auf einige Punkte aufmerksam gemacht werden, die zwar zum Theil schon von Kinzel und Förster eingehender behandelt, zum Theil aber zu ergänzen sind.

Hierher gehört zunächst — als das Auffallendste — das grosse Gebiet der eigenthümlichen Weise, wie Wolfram die Negation ausdrückt (s. Kinzel a. a. O. p. 3–13).

Kinzel macht p. 3 darauf aufmerksam, daß sich bei Hartmann eine Umschreibung der einfachen Negation überhaupt nur selten findet und nur durch *tiure*, *lützel*, *selten*, also keine Übertragung. W. dagegen nimmt mit Vorliebe dazu die schon oben bei den Metaphern berührten Adjectiva und Verba, welche menschliche Leiden und krankhafte Zustände bezeichnen z. B. *kranc* (si heten beidiu kranken sin an bî ligender minne — an freuden kranken teil), *sîhte*, *blôz*, *lam* etc. worüber die Beispiele bei Kinzel zu vergleichen sind.

Ferner *ellende*, *weise*, *nact* (vor schanden gar diu nacte und der hôhen freud ein weise), *laz*, *laere* c. gen. = ohne (der witze laz), die von diesen abgeleiteten Verba (ver)*krenken*, (er)*laeren*, wozu ich als Synonyma füge: an freuden phenden Tit. 93, 4 darben sîner hulde P. 150, 8 prîs veile tragen Tit. 145, 2 zins, phant geben etc.

Ausserdem gehören noch folgende Substantiva hierher:

P. 26, 21 er was gein valscher fuore *ein tôr*

506, 14 er was zer wunden niht *ein tôr*

66, 12 gein valscheit *der traege*

361, 21 an dem er vant krankheite *flust*

162, 14 der site was vor valsche *ein fluht*

Wh. 378, 14 der ie gein valsche was *ze wer*

cf. 49, 3 niht der sêle *veige*.

Überhaupt muß Wolfram eine Vorliebe speciell für die Negation gehabt haben; wo er sie irgend verwerthen kann, bringt er sie an und meistens, um durch sie zu bejahen, d. h. entweder durch doppelte Negation (negierende Verba mit niht verbunden z. B. P. 130, 22 an ir was künste *niht vermiten*) oder durch eine *Antiphrasis*, die Gegenüberstellung eines negativen und positiven Satzes zur stärkeren Hervorhebung des letzteren oder auch nur eines positiven Ausdruckes und seines Gegentheils, wobei das negierte Glied vorangehen und nachfolgen kann: z. B. P. 786, 15 si hetenz ungern *vermiten*, *si riten* und 188, 22 nâh aldâ *niht verre* dort. Ich verweise der Kürze halber einfach auf die zahlreichen und mannichfaltigen Beispiele bei Kinzel

a. a. O p. 5—13. Manche besonders eigenthümliche indessen lassen sich dort noch nachtragen z. B.

P. 158, 28 diun (wort) rüerent mir *kein herzen ort*,

jâ muoz *enmitten drinne sîn*

der frouwen ungedienter pîn

Wo auch Hartmann u. a. sich dieser Art der Antiphrasis bedienen (mit *vergizze* und (er)*lâze* öfter), wird man doch immer bemerken, daß sie dort mit mehr Rücksicht auf Effect sowohl als auf Wortbedeutung angewandt ist; Wolfram aber recipiert sie unter die gewöhnlichen Ausdrucksweisen, gebraucht sie kaum anders als die einfache Negation *nih*t oder den einfachen positiven Satz.

In Bezug auf den Willehalm ist hier kurz zu bemerken, daß es nicht richtig ist, wenn Kinzel glaubt, daß Wolfram diese Manier mehr und mehr abgelegt habe (p. 34 f.). Er hat sowohl für die Antiphrasis als für die adverbialen Bestimmungen mit *âne* und *sunder* viele Stellen übersehen. Zu letzteren habe ich 27, zu ersterer 41 Beispiele gefunden, also kann man den Gebrauch doch nicht auffallend seltener nennen.

Wir sehen, daß die Eigenthümlichkeit der Wolframschen Negation nicht sowohl in der Neigung zur Verstärkung der Negation liegt, — denn diese ist jeder kraftvollen Sprache eigen — als vielmehr in der ungewöhnlichen Ausdehnung und den ungewöhnlichen Verbindungen.

Ähnliches nun zeigt sich auch in dem von Förster (a. a. O. p. 9 ff.) beobachteten Gebrauche des verbums *kunnen*, der Participia *erkant*, *bekant*, *kunt* etc. sowie in der von Kinzel p. 31 ff. besprochenen Verwendung der Substantiva *zil*, *site*, *kraft*. Auch diese Wörter sollten ursprünglich in besonderer Absicht zur Verstärkung des Ausdruckes gebraucht werden, oder den Sinn desselben modificieren, aber Wolfram macht wieder aus der ausnahmsweisen Verwendung eine Regel und sie selbst in ihren Verbindungen zu Formeln.

erkant steht in den meisten Fällen pleonastisch; *mir wirt bekant* — *kunt* von angenehmen und unangenehmen Erfahrungen gesagt, sollte eigentlich dem Satze eine ironische Färbung geben; Wolfram aber gebraucht es geradezu für „ich erleide“ auch für werden und sein ohne weiteren Nebensinn. Ebenso „*ich tuon einem bekant*“ = ich füge ihm zu. Daß die eigentlichen Bedeutungen auch vorkommen, versteht sich von selbst. Je ein Beispiel genüge zur Charakterisierung des formelhaften Gebrauches, die Menge der übrigen sehe man bei Förster ein:

P. 669, 6 manec *soum* mit harnasche *erkant*

Wh. 7, 9 *grôz ungemach* wart den helden *sît bekant*

P. 814, 15 *ich tuon ir rîcheit bekant*

Wh. 203, 24 *die man geladen bekande*

P. 633, 25 *als ê was gevar ir munt*
was al dem antlütze kunt

110, 28 *si tet wîplîche fuore kunt*

466, 20 *diu gotheit kan lûter sîn.*

Man kann aber doch in allen diesen Verbindungen nicht leugnen, daß sie ein gewisses subjectives Gepräge tragen, auch wo keine tiefere Bedeutung darin liegen soll. Es scheint sich darin ein ähnliches Interesse des Dichters an den Personen auszusprechen, wie in den oben erwähnten theilnehmenden Vor- und Rückblicken auf das Schicksal der Helden.

Über den Gebrauch von *zîl* ist nur kurz zu sagen, daß durch dasselbe, c. gen. verbunden, theils der Begriff gesteigert, theils auch ganz bedeutungslos umschrieben wird. In ersterer Beziehung z. B.

P. 190, 18 *dô saz diu magt an freuden zîl*

= am Ende ihrer Freude

in letzterer P. 12, 21 *deheiner slahte gûnste zîl*

Kinzel bemerkt, daß dieser formelhafte Gebrauch von *zîl* sich nur in der ersten Hälfte des Parzival findet. Wenn dies nun auch nicht ganz genau ist — 519, 8 z. B. steht es noch so — so ist doch jedenfalls eine bedeutende Abnahme desselben in den letzten Büchern des Parzival zu constatieren. Im Wh. ist *zîl* überhaupt seltener, aber doch auch noch formelhaft Wh. 310, 4 *toufes zîl* 317, 27 *tôdes zîl* 319, 19 *mit namen zîl.*

site wird gerade in der formelhaften Weise oft mit denselben Ausdrücken wie *zîl* verbunden. Recht bezeichnend ist:

P. 281, 22 (*diz maere*) *parriert sich mit snêwes siten*

260, 22 *daz ors warf er mit zornes site.*

Hier ist aber auch am Ende des Parzival noch keine Abnahme zu spüren: *mit freude siten* P. 755, 15. 756, 20. 793, 30. 796, 30. *mit jâmers siten* P. 795, 1. Ebenso noch im Willehalm: *mit jâmers siten* Wh. 18, 17. 73, 28. *mit zûhte siten* 30, 14. 16, 12. cf. 22, 2. 52, 8. 165, 26. 300, 18. 234, 12. 250, 19. 169, 21 u. a. Im Principe hatte sich dann der Dichter auch nicht geändert, und aus dem einen *zîl* wird man keinen Schluß machen dürfen.

Bei einem so nach Originalität strebenden Geiste, wie wir ihn bis jetzt in Wolfram kennen gelernt haben, können wir uns nun endlich auch nicht wundern, wenn er sich stellenweise von den in der Sprache bekannten Ausdrücken ganz abwendete und eigene erfand, sei es,

daß er durch sie einen ihm vorschwebenden Begriff besser bezeichnen zu können glaubte, sei es, daß er sich nur über das Gewöhnliche erheben wollte.

Sie alle aufzufinden, dazu gehört eine sehr eingehende Lectüre der gesamten mhd. Litteratur und zu ihrer Würdigung und Erörterung eine besondere Untersuchung. Hier kann ich nur angeben, was mir bei der Lectüre aufgestossen ist; ich glaube aber, dies wenige genügt, um das allgemeine Bild von den Spracheigenthümlichkeiten Wolframs und ihren Ursachen, welches darzustellen Zweck dieser Arbeit sein sollte, zu vervollständigen.

Dergleichen eigenartige Wortbildungen oder Verwendungen von Wörtern finden sich auf allen Gebieten, Adjectiva, Adverbia, Substantiva, Verba, zu deren jedem ich einige Beispiele beizubringen hoffe.

Am nächsten liegen hier die Adjectivbildungen mit *lîch*. Daß dieselben überhaupt sehr beliebt waren, zeigt die gewaltige Menge derselben in der mhd. Litteratur. Sie ist so groß und für uns oft so auffallend, daß man kaum wagen kann, von dieser oder jener zu behaupten, sie sei eine originelle Neubildung. Es scheint vielmehr, als habe hier der Einzelne volle Freiheit gehabt, als könne kein solches Adjectiv besonders auffallend erscheinen. Aber war hier eine ausgedehnte Freiheit gestattet, so können wir bei Wolframs Eigenthümlichkeit gewiß annehmen, daß er viele solcher Adjectiva ohne weiteres gebildet hat, ohne Rücksicht darauf, ob sie im Verkehr gebraucht wurden oder nicht. Das meinte gewiß auch Förster mit dem kleinen Passus p. 25 „eigenthümliche Adjectiva“. Da er aber hier nicht vorsichtig genug war, so hat er manches Adjectivum irrthümlich für ein Wolfram eigenthümliches angesehen z. B. *kebeslîch* P. 415, 26, das ausserdem Trist. 1493 steht. *arbeitlîch* P. 201, 24. 334, 2, welches W. B. I, 53/54 mehrfach aus Barlaam und dem Passionale belegt ist. In Bezug auf dieses könnte man nur sagen, daß es gerade in der Bedeutung, in der es 201, 24 steht (= beflissen zu quälen W. B. I, 53^b) vielleicht nur an dieser Stelle im XIII. Jh. gefunden wird; denn *lîch* ist bekanntlich = *gelîch*, also kann der Ableitung gemäß *arbeitlîch* nur die Bedeutung von mühselig qualvoll haben, die es P. 334, 2, Pass. Barl. auch wirklich hat. Ein activer Begriff kann nur willkürlich hineingelegt werden und daß dies Wolfram in jener Stelle gethan hat, weil er gerade keinen anderen kürzeren Ausdruck als „arbeitlîcher muot“ für jene Eigenschaft der Frauen finden konnte, ist sehr wahrscheinlich. Die Stelle heißt:

er lac mit solhen fuogen,
des nu niht wil genuogen
mangiu wîp der in sô tuot.
daz si durch arbeitlîchen muot
ir zuht sus parrierent
und sich dergegen zierent!

Ähnlich *vorhteclich* P. 328, 7 = furcht-achtunggebietend: zweier krône rîcheit stêt vorhteclich in sîner pflege. — *zornlîch* ferner liegt zu nahe als daß man hier eine Neubildung vermuthen könnte. Es kommt im Trist. (U) und Pass. vor; als Adverb auch im Iw., Walther etc. — und so ist es mit vielen andern, welche Förster aufzählt (*wunschlîch, prîslîch, tîgelîch, werlîch, lachelîch*). Von andern wie *bliclîch, knappelîch, wolkenlîch, schiltlîch, slôzlîch*, kann man sagen, daß sie selten und im W. B. nur aus Wolfram belegt sind: wolkenlîch fehlt dort sogar ganz. Aber von solchen einzelnen die Originalität zu behaupten ist doch — obwohl sie vorhanden sein kann — immer misslich. Mit mehr Sicherheit kann man, glaube ich, eine Eigenthümlichkeit Wolframs in einer ganzen Art dieser Adjectiva suchen. Geläufig nämlich scheint man sie nur von einfachen Substantiven und Adjectiven gebildet zu haben — wenigstens kenne ich bei Hartmann nur solche, nicht aber von zusammengesetzten Substantiven und Verben. Wolfram hat nun die letzteren in ziemlicher Anzahl z. B. *hôchvartlîch* P. 344, 16. *hâlscharlîch* 292, 4. Wh. 236, 17. — *durchvartlîch* Wh. 25, 16. — Von Verben: *vergezzenlîch* P. 811, 7. Wh. 309, 11. *vindenlîch* in der antithetischen Verbindung *vindenlîchen flust* P. 547, 19. *weinenlîch* Wh. 252, 27. 255, 22 *sterbenlîch* Wh. 26, 7. *versunnenlîch* P. 108, 24*).

Von andern adjectivis compositis scheinen folgende von Wolfram selbst gebildet zu sein: P. 63, 20 *reideloh*t 317, 24 *wîtveng*ec 514, 20 *sunnenblicher* schûr durch bloße Anhängung der Endung an das Substantiv (cf. Gram. IV, 257) *snêw*ec 296, 3. — Wh. 308, 8 *anrae*tec = stutzig, nachdenklich (W. B. II, 578) in der Stelle:

die (engel) erzeigeten got alsolhen bôz
daz sîn werdiu kraft vil staetec
von in wart *anraetec*

*) An einer Stelle der Gramm. wird die Form dieser Adjectiva auf *clîch* die alte genannt. Aber der Iw. hat auch einige (*vrumeclîch staeteclich*), W. aber zeichnete sich vielleicht auch dadurch aus, daß er diese sehr häufig hat (*flüsteclîch, kiuscheclîch, kosteclich, künfteclîch, helfeclich* u. s. w.).

Tit. 142, 2 *strâlsnîtec* mâl s. o. p. 48.

95, 4 *stelehaft* s. o. p. 53.

Dazu einige Participia: P. 148, 23 *diz was selpschouwet* = das brauchte ihnen niemand zu sagen — 515, 25 *iwer unversichert hant*: die Bedeutung, welche das W. B. (II, 261^b) angibt „unversucht, unerprobt“ möchte noch am ersten genügen cf. Germ. 7, 299. — Wh. 268, 7 *ir gedienter vater* = entweder „der um sie verdiente“ oder „der von ihr verdiente“ (W. B. I, 319 Gr. IV, 70 Anm.); die erstere Bedeutung erscheint angemessener.

Tit. 142, 2 *gehundet, geseilet*: „nie seil baz *gehundet* wart, ouch was der hunt vil wol *geseilet*“ = nie wurde ein Seil an einen besseren Hund gebunden, auch trug der Hund ein sehr schönes Seil“ — ein sehr freies Wortspiel. —

Selbstständige Neubildungen von Substantiven sind schwerlich anzunehmen, wie in der Natur der Sache liegt, wohl aber Modificierungen der Bedeutung, eigenartige Verbindungen mit Adjectiven etc. Dahin möchte ich rechnen:

P. 180, 12 *slegels urkünde*

lac dâ âne mâze vil,

sulen grôze ronen sîn slegels zil

urkünde ist nur Zeugniss, Bezeugung der Wahrheit einer Sache. Hier aber heißt „*slegels urkünde*“ etwa „das, was den slegel ausmacht, woraus er seinem Wesen nach besteht“. Die Erklärung des W. B. (II, 387^a I, 814^b) „Zeugniss für das Dasein des slegels“ ist zu eng, denn die Erklärung Wolframs selbst heißt ja „*sulen grôze ronen sîn slegels zil*“. Er meinte also: die grôzen ronen können freilich slegel sein, wie man sie nur wünschen kann, nur der betreffende, den der irrereitende finden soll, ist nicht darunter.

ferner: 157, 15 von fuoz ûf gewâpent wol

wart Parzivâl mit *gernder dol*

ein merkwürdiges ὀξύμωρον: *dol* heißt Leiden und *gernde dol* bedeutet das aus einem Begehren hervorgehende Geschehenlassen.

Auch *roum* P. 1, 24 cf. *herzeroum* 337, 12 ist hierher zu rechnen. Über beide aber ist man noch nicht zur Klarheit gekommen. Vermuthen kann man, daß es von Wolfram in einer schwer zu errathenden Gedankencombination aus seiner ursprünglichen Bedeutung (Milchrahm) übertragen ist als „Bild, Aussehen“ — trügerisches Bild, Wahn, wie es Lachmann (Eing. p. 11) erklärt, scheint es doch an sich nicht zu heißen, denn sowohl 1, 24 als 337, 12 wird es durch einen Zusatz

in diesem Sinne präzisiert: dort „doch mac mit *staete* niht gesîn dirre trüebe lîhte schîn“ — hier „siufzebaeren“.

Eine selbstgemachte Form des Substantives scheint Wolfram nur in „*erbarme*“ P. 465, 8 zu haben. Die mhd. gangbare Form ist nur *erbermede* und *erbarmunge*, auch selten *erberme*. Die Hss. variieren denn auch in diesen Formen. Wolfram hat hier die absonderliche Form wahrscheinlich als Wortspiel zu V. 7 „*erbarme*“ (Verb.) gebildet. Die Stelle heißt:

„darüber *erbarme* sich des kraft
dem *erbarme* gît geselleschaft.

Dagegen lassen sich neugebildete Zusammensetzungen von Substantiven öfter wahrnehmen. Ich rechne dahin:

P. 197, 16 sîn *hôchvart-swindens* tac

296, 1 Parcival der *valscheitswant*

496, 18 *gegenbiet* cf. Wh. 37, 16. 350, 26.

393, 1 *gegenniet* cf 444, 16 (= das Gegenanstreben)

Wh 130, 20 *dankêre* = Umkehr P 390, 1.

383, 20 *wiserîch*, wofür das W. B. keine Bedeutung findet.

Es heißt:

„dâ streich der alte Heimrîch
mit swerten den *wiserîch*

Man könnte also an „Wiesenertrag“ metaphorisch gebraucht, denken.

Wh. 389, 19 *wolkenrîz* = Wolkenbruch, Gewitter cf. P. 378, 11. W. B. II, 756.

Von Verben endlich sind manche als eigene Bildungen Wolframs aus Adjectiven oder Substantiven anzusehen, viele aber wegen ihrer eigenthümlichen Verbindung oder Construction hier anzumerken.

Als Neubildungen sehe ich an: P. 184, 9 *zenstüren* = zahnstochern? — 334, 24 *volspêhen* = erforsche vollständig. 529, 2 *sich twirhen* vom Adj. *twerch* = quer, verkehrt cf. 615, 20 *twirchlingen*; was das W. B. fälschlich als stv. ansieht.

Zahlreicher erscheinen sonst gebräuchliche Verba in einer Wolfram eigenthümlichen Bedeutung z. B.

P. 218, 24 *erst ûf gelogen* = man hat ihm Lügen aufgebunden.

268, 11 Parzivâl *in ûf verliez* (= ließ ihn aufstehen cf. Nib. 592 1).

224, 2 den âventiur hât ûz *gefrumt* (= ausgesandt).

249, 3 *ez âventiurt sich* = es gestaltet sich wunderbar.

5 *sich krenken* nach dem erwähnten Gebrauch zur Negation = weniger werden.

292, 10 das oben erörterte *verspiln* c. acc. = unglücklich spielen mit, wenn die Annahme richtig ist. Sie wird in etwas unterstützt durch:

P. 307, 27 *Keie hât verpfendet*: verpfenden steht absolut und kann hier nur heißen: Keie hat das Pfand verloren (er setzte gewissermassen seine Würde bei der Züchtigung Cunnewârens als Pfand ein). Sonst aber wird es nur c. acc. construiert = Pfand ein setzen. Hier würde sich also die Bedeutung von „ver“ ähnlich verändert haben wie bei *verspiln*.

415, 28 *ir hetet iuch gâhs gein mir bevilt* (bevilt persönl. construiert).

463, 1 *einem etwaz ab erzürnen* = durch Zorn abnöthigen cf. 798, 3.

Endlich *kerzen* = mit Kerzen versehen.

807, 12 *gekerzet* 638, 12 *bekerzet*.

Wir haben nun gesehen, wie und wodurch sich Wolframs Sprache im einzelnen Ausdruck sowohl als im Satzbau und den Satzverbindungen von allen andern abhebt; wir haben auch versucht, diese Eigentümlichkeiten auf seinen Charakter, seine ganze Individualität zurückzuführen. Wir haben uns davon überzeugt, was in jedem Urtheile über Wolfram hervorgehoben wird, daß der ungewöhnliche Gedankenreichthum des Dichters auch in einer ungewöhnlichen Form Ausdruck findet, aber wir haben auch gefunden, daß dies Ungewöhnliche vielfach nur Schwäche der Darstellung ist, nur Mangel an Herschaft über die Sprache, und damit scheinen wir den in Litteraturgeschichten und Aufsätzen sich findenden ungetrübten Lobeserhebungen Wolframs zu widersprechen. Dennoch können und wollen wir diese Schwächen nicht verwischen, und wir können sie behaupten, ohne daß der unsterbliche Ruhm Wolframs gefährdet würde. Wer freilich für die erhabene Idee des Parzival keine Begeisterung empfindet, der wird sich mit Gottfried an diese formalen Schwächen klammern, der wird in den Anacoluthien, in der springenden Darstellung nur den unstäten Mann erkennen und diese Meinung durch die scheinbare Verworrenheit des Ganzen, die eingeschobenen endlosen Abenteuer Gawans unterstützt finden. Wer aber den geradezu protestantischen Geist zu schätzen weiß, der im Parzival lebt, jene erst durch die Reformation erkannte Wahrheit, daß wir nur durch den Zweifel hindurch zu geläuterten Begriffen, zu lebensvollem Glauben gelangen, wer da versteht, wie dem entsprechend auch alle einzelnen sittlichen Begriffe Wolframs unendlich über die seiner Zeitgenossen erhaben sein mußten, so vor Allem die Kern- und Stichwörter der sittlichen Welt des Mittelalters,

die *minne*, die *triuwe*, der *zwîvel*, die *staete*, welchen sein tief religiöses Gemüth eine ganz eigenthümlich tiefe, den Anschauungen seiner Zeit direct zuwiderlaufende Bedeutung gab*), der erkennt auch, wie alle Charaktere im Parzival geschaffen sind, um jene sittlichen Begriffe, die wie Marksteine im Eingang hervorgehoben sind, in ihrem wahren Werthe darzustellen, der findet also das rechte Correctiv, der läßt sich auch jenen Mangel an schöner Form gern gefallen und wird von Inconsequenzen, von Verworrenheit im Denken und Empfinden des Dichters nicht reden. So können wir denn hier unsere Betrachtungen, ohne in den Verdacht zu kommen, Wolframs Ruhm schmälern zu wollen, schließen, indem wir in einem Rückblicke die einzelnen Momente zu einem Gesamtbilde zusammenfassen.

Resultat ist, daß die Eigenthümlichkeiten der Sprache Wolframs auf die beiden Momente zurückzuführen sind, welche überhaupt die Persönlichkeit eines Menschen bestimmen: auf die äusseren (zufälligen) Verhältnisse, unter denen er geboren und erzogen war, unter denen er später lebte, und auf seine angeborenen intellectuellen und moralischen Anlagen. In ersterer Beziehung sahen wir einerseits seine fränkisch-baierische Nationalität wirksam in den vielen apocopierten und syncopierten Formen, sowie in einigen speciell baierisch-österreichischen Wörtern, andererseits sein Leben in Thüringen in der Einmischung niederdeutscher Formen und Wörter. In seiner Heimat ferner hatte er von Jugend auf die deutschen Heldenlieder kennen und lieben gelernt; an ihnen hatte er also seine dichterische Kraft genährt und ihre Darstellungs- und Anschauungsweise, ja auch viele ihrer Eigenheiten im Ausdruck waren ihm daher geläufig. Unter diesem Gesichtspunkte also ist der originelle Gebrauch der specifisch volksepischen Ausdrücke für Krieg- und Ritterwesen zu be-

*) Verstand sie doch Gottfried so wenig, daß er ihm nur zuzurufen wußte: „vin-daere wilder maere, der maere wildenaere“! und gegen Hartmann, dessen Heldin sich fast an der Bahre des todten Gatten wieder in Iwein verliebte, geht die tadelnde Bemerkung:

P. 496, 8 ff. man mac noch dicke schouwen
froun Lunêten rîten zuo
etslichem râte gar ze fruo.

Näher hierauf einzugehen, würde hier zu weit führen, obwohl die veredelte Bedeutung dieser Begriffe mit zu den Eigenthümlichkeiten der Wolframschen Sprache gehört. Ich verweise auf die trefflichen Parzivalstudien von San Marte Bd. III. und man beachte besonders das IX. Buch (Parz. bei Trevrizent) sowie alles auf das zarte Verhältniss Parzivals und Condwiramurs bezügliche und einzelne Parteen wie P. 532, 1 ff., den Eingang des Wh. und Wh. 307—310.

trachten, unter ihm auch gewisse volksepische Formeln, Wendungen, Structures.

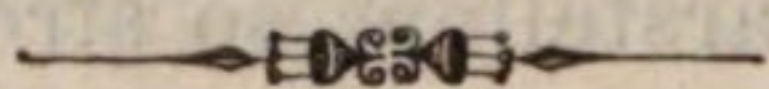
Da diese nun meist mit Ungenauigkeiten, ja Verstößen gegen die Grammatik zusammenhiengen, so führte uns dies weiter auf die Abweichungen Wolframs von der Umgangssprache, welche als Folgen seiner Unkenntniss der Schrift, seines Mangels an litterarischer Bildung und grammatischer Übung zu betrachten sind: Vermengung der Numeri und Modi, Anacoluthien, elliptische Redeweisen, störende Kürzungen im Ausdruck. Zum Theil befand er sich hier noch immer auf dem Boden des Volksepos, insofern auch dieses Dichter von populärer Redeweise voraussetzt. Zum Theil aber erwachsen diese auffallenden Unregelmässigkeiten auch rein aus seiner eigenartigen Disposition: die Lebhaftigkeit seines Geistes, die Fülle von Gedanken und Vorstellungen, welche ihm derselbe jederzeit zuführte, waren wohl die Hauptursachen der Anacoluthien, der Anticipation, des Überspringens von einem Gedanken zum andern, wodurch die Constructionen zerstört wurden. Dazu kam nun der gewaltige Schwung seiner Phantasie, die Tiefe des Gemüthes und die Lebhaftigkeit der Empfindung, welche seine Sprache in völlig eigenthümlicher Weise beeinflussten. Wie er selber alles sinnlich in den lebensvollsten Bildern sah, so wollte er es auch darstellen, so strebte er „auch das geistigste mit Tönen zu verwandeln in ein Bild“.

Daher rührten also die ausserordentlich vielen und oft sehr ungewöhnlichen Umschreibungen, die Personification von Abstracten, die üppige mannichfaltige metaphorische Redeweise, der Reichthum seiner Bilder. Eigenartig empfindend und eigenartig vorstellend sucht er auch, wie das schon hier bemerkt werden konnte, nach eigenartiger Ausdrucksweise überhaupt. Die geläufige — so will es scheinen — genügt nicht für das, was er sagen will, faßt den Inhalt seines Gedankens nicht: er sucht also etwas besonderes. Daher die eigenthümliche Bildung der Negation durch Metaphern, ihre Verwendung zur Verstärkung des Ausdrucks, daher die gesuchten Bilder, die oft seltsamen Umschreibungen des einfachen Ausdrucks, die eigenen Wortbildungen, ja dieses Haschen nach dem Ungewöhnlichen wurde zur Schwäche in den bei ihm ganz gewöhnlichen formelhaften Ausdrucksweisen mit „*bekant, kunt, zil, site*“ etc.

Das ist fast alles extrem und Extreme sind überhaupt für ihn im hohen Grade charakteristisch: auf der einen Seite führt ihn seine

colossale Phantasie so leicht zu Abschweifungen, daß er oft genug den stürmenden Gedanken unterliegt und für Augenblicke vom Faden abspringt, dadurch aber zu vielen Undeutlichkeiten kommt, auf der andern sucht er wieder ein Remedium gegen die Breite, zu welcher ihn die Phantasie hinzureissen droht, in einer allzu gedrängten Kürze des Ausdrucks, so daß er auch dadurch oft undeutlich wird. —

Viel Licht also und viel Schatten! Ja im Einzelnen der Darstellung mehr Schatten als Licht! Der Mangel eines einigermaßen glatten Stils muß uns unangenehm berühren. Dennoch versöhnen wir uns mit diesen formalen Schwächen des Dichters wegen der originellen Kraft, welche in seiner ganzen Weise liegt, wegen der Tiefe der Empfindung, die er uns in so merkwürdigem Gewande bietet; vielleicht lieben wir ihn gerade deshalb, weil er es uns so schwer macht, ihn zu verstehen! Haben wir doch auch den durch nichts gestörten Genuß, des Dichters Herz und Gemüth in der Darstellung der *triwe* und *minne*, der *stæte* und des *zwîvels* kennen zu lernen, welchen wir durch den ganzen Parzival hindurch mit immer neuem Interesse begegnen!



Bötticher, Gotthold,

Über die Eigenthümlichkeiten der Sprache Wolframs Inaugural-Dissertation

Wien 1876

P.o.germ. 329 wgl

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11336271-5